Erzählungen

von

Heinrich Jung
genannt Stilling.

Drittes Bändchen.

Frankfurt und Leipzig,
1815.

Inhalt:

		Seite
1.	Tillmann und seine Familie	1
2.	Elauban	20
3.	Die Schatzgräber	36
4.	Das Leben der heiligen Thekla	48
5.	Sulamith	71
6.	Philomenes	101
7.	Fritz und Rupert	135
8.	Merkwürdige und wahrhafte Geschichte eines armen Bauernknaben.	144
9.	Sonderbares Beispiel einer Erbsünde	154
10.	Schreiben eines reisenden Juden aus der Vorzeit	173

1.

Tillmann und seine Familie.

In einem der einsamsten Thäler des Schwarzwaldes lebte seit vielen Jahren eine fromme Bauernfamilie in seliger Abgeschiedenheit, oben in einer Ecke, wo sie im Winter beinahe ein Vierteljahr die Sonne nicht beschien; deren Hinscheiden im Herbst, und Wiederkommen im Frühling, der steigende und sinkende Schatten am gegenüberstehenden Berg so genau bezeichnete, daß Vater Tillmann dadurch beinahe einen Kalender entbehren konnte: denn wenn der Schatten bis an eine gewisse Klippe gestiegen war, so fing der November an, und stand er droben an der großen Eiche, so war der kürzeste Tag, und dann fing er wieder an zu sinken. Einen Kalender kaufte er aber doch alle Jahr, um darin zu lesen was in der Welt vorging. Uebrigens bestand seine Bibliothek aus einer großen Baseler Bibel mit Kupfern, in welcher vorn auf einigen weißen Blättern die Stammtafel seiner Familie bis auf hundert Jahre hinauf, treulich aufgezeichnet war, aus Johann Arnds wahrem

Christenthum, dessen Paradiesgärtlein, einer alten Hauspostill, dem hundertjährigen Kalender, und noch einigen andern halb abgenutzten weniger bedeutenden Büchern. Tillmann war jetzt 50 Jahr alt, seine Frau zählte einige weniger; seine Familie bestand aus zween Söhnen und drei Töchtern, wovon der Aelteste, ein Sohn, drei und zwanzig und die Jüngste, eine Tochter, funfzehn Jahre hatte. Alle waren fromme unschuldige Menschen, sie hatten nie die Gefahren der Welt kennen lernen, aber dafür waren alle in der Religion wohl unterrichtet, sie wohnten von der Kirche und Schule nur eine Viertelstunde entfernt, und beide waren von der ganzen Familie von jeher vortrefflich benutzt worden.

Bisher hatten Tillmann, seine Eltern, und Voreltern in der Welt kein Aufsehn gemacht; ihre ganze Geschichte war in den Worten begriffen: es sind fromme rechtschaffne Leute; außer gewöhnlichem Hauskreuz, Sterben und geboren werden, war auch nie etwas Bedeutendes vorgefallen, außer daß Tillmanns Großvaters Bruder unter dem Prinzen Eugen von Savoyen als Husar gegen die Türken gedient hatte; mit dessen Geschichte man sich in den langen Winterabenden zu unterhalten pflegte. Jetzt aber fand es die erhabene Vorsehung der Mühe werth, diese guten Menschen durch hohe und heiße Prüfungen zu läutern, um sie alle zu einer größern Bestimmung zu führen.

Tillmann besaß ein kleines Bauerngut, welches er gut baute und bestellte; dabei war er ein Holzarbeiter; er und seine Söhne drechselten und schnitzten, und verfertigten manches hübsche Stück Hausrath; als Spinnräder, Häspel, hölzerne Löffel, Teller, Schüsseln u. dgl., welches alles bei ihnen abgeholt und gut bezahlt wurde.

Einsmals als Bernhard der älteste Sohn Tillmanns an einem heitern Herbsttag mit der Axt den Wald hinanstieg um einen schönen Ahorn-Stamm zu fällen, hörte er in der Nähe das Angstgeschrei eines Frauenzimmers; er eilte dahin und erblickte nun einen Mann, der sein Jagdmesser zückte, um ein junges Weib zu erstechen. Bernhard säumte nicht, und schlug ihn mit seiner Axt so derb auf die eben ausgeholte Faust, daß der Hirschfänger weit wegflog, und der Arm des Fremden niedersank; ein fürchterliches Fluchen und Schimpfen des Letztern war die Folge; er warf Bernhard in den heftigsten Ausdrücken vor, warum er sich in Sachen mische, die ihn nichts angingen, und hätte gerne seinen Hirschfänger gegen seinen Gegner gebraucht, wenn sein Arm ihn zu führen fähig gewesen wäre; Bernhard entgegnete ihm ruhig, daß er das Recht nicht habe, eine wehrlose Person anzufallen, und die Ursache möge seyn, welche sie wolle, er führe das Frauenzimmer zu seinen Eltern, unter deren Schutz sie bleiben müsse, bis ihre Schuld oder Unschuld untersucht sey, er möge nun gehn und klagen wo

er wolle. Mit diesen Worten führte der muthvolle junge Mann die Fremde mit sich fort und nach Hause; der Wütherich aber hatte auf einmal den Muth verlohren, und schlich sich weg. Tillmann aber und seine Familie nahmen die Unglückliche liebreich auf. Sie erfuhren von ihr, daß der obenerwähnte Mensch ihr Mann sey, der ihr Vermögen durchgebracht, und sie täglich schrecklich mißhandelt habe; durch vieles Leiden schwächlich geworden, hatte sie sich bereden lassen in ein Bad zu reisen, ihr Mann hatte sie begleitet, und am Wald waren sie ausgestiegen um den Weg abzukürzen, und den gefährlichen Fahrweg zu vermeiden; mitten im Wald aber habe er sie plötzlich angefallen und würde sie sicher ermordet haben, wenn nicht Bernhards Unerschrockenheit sie gerettet hätte. Sie dankte Gott für seine gnädige Hülfe, und wandte sich dann an ihre Obrigkeit, und bat um ihren Schutz, der ihr auch gewährt wurde; ihren Mann suchte man vergeblich auf, er hatte sich auf und davon gemacht, keine Steckbriefe konnten ihn erreichen, denn er war über den Rhein nach Frankreich und dann nach Holland geflüchtet, wo er Kriegsdienste nahm, und nachher zu Dordrecht in Garnison lag.

Bernhard holte nun ein andermal seinen Ahornstamm nach Hause, und unsre Familie Tillmann arbeitete wieder ruhig fort. Bekanntlich wird viel Holz aus dem Schwarzwald auf dem Rhein nach Holland geflößt, welches

zum Theil durch Schwarzwälder Arbeitsleute dahin gebracht wird. Auf einmal kam Bernhard auf den Gedanken sich auf eine Holzfloße zu verdingen, um doch auch einmal die Welt zu sehen. Vater Tillmann suchte ihm das auszureden, und stellte ihm vor, wie glücklich sie, und ihre Voreltern bisher in ihrem einsamen Thal gelebt hätten, er möchte doch auch ihre bisherige Lebensart beibehalten; doch alles liebreiche Zureden des Vaters und das wehmüthige Flehen der besorgten Mutter und Geschwister machte keinen Eindruck auf Bernhard, er hielt so lange an mit Bitten, bis man endlich einwilligte. Der Vater suchte ihm etwas Geld zusammen, die Mutter und Schwestern besorgten die Kleider und Wäsche, und nun rückte der gefürchtete Tag des Abschieds heran. Die ganze Familie trauerte, jedes Glied derselben suchte sich mit dem Gedanken zu beruhigen, die Reise währe ja nicht lange, in wenigen Wochen würden sie ihren Bernhard wieder haben; aber dieser Trost haftete nirgend: die Ahndung einer traurigen Zukunft lastete wie ein Gebürge auf jedem Herzen; Bernhard selbst wankte schwermüthig wie ein Trunkener, doch riß ihn sein Schicksal fort, er ging.

Von diesem Augenblick an, war in Tillmanns Hause die Ruhe verschwunden; jedes trauerte, und die Geschäfte gingen träge von statten. Bernhard schwamm indessen auf seiner Holzfloße den Rhein hinab. Die schönen Land-

schaften, Städte und Dörfer weideten seine Augen; seine Schwermuth schwand hin, wie ein Donnergewölke, aber es fand sich kein Bundesbogen, denn es kehrte mit verdoppelten Schlägen Sturm und Blitzen wieder zurück: die Holzfloße hielt zu Dordrecht an, wo Schweinfurth, der eben erwähnte Bösewicht, eben am Thor die Wache hatte; er betrachtete die Holzflößer, ob er nicht den Einen oder den Andern kennte, und nun fiel ihm Bernhard in die Augen. Ein hungriger Tieger kann sich nicht mehr über einen wohlgelungenen Fang freuen, als er bei dieser Entdeckung; er sann auf Rache, und fand sie bald; selbst durfte er sich nicht sehen lassen, aber ein Camerad von ihm, der ein eben so abgefeimter Bursche war, verstand sich bald zu einem Bubenstück, da er das Versprechen erhielt, das daraus gelöste Trinkgeld zu theilen, diesem zufolge wußte er den edlen unerfahrnen Jüngling beiseite und in die Falle der Seelenverkäufer zu locken; fort war er, alle Mühe, alles Nachforschen des Floßenführers war vergeblich, keine Spur war von ihm zu entdecken.

Es läßt sich kaum vorstellen, welchen Jammer diese Nachricht in Tillmanns Haus verursachte; wäre Bernhard gestorben, oder auch ertrunken, so hätte man ihn mit Wehmuth betrauert, jetzt aber da man weder von seinem Leben noch von seinem Tode etwas wußte, und immer das Schlimmste ahndete, jetzt drückte die Ungewißheit zehnmal schwerer. Die Vermuthung der Holzflö=

fer, daß Bernhard den Seelenverkäufern in die Hände gerathen sey, fand jedermann wahrscheinlich und dies vermehrte noch den Kummer seiner Familie. Doch endlich kam ein Brief aus Amsterdam an Tillmann, in welchem ihm die Nachricht mitgetheilt wurde, daß sein Sohn Bernhard an einem hitzigen Fieber gestorben, und dort auf dem Gottesacker christlich begraben worden sey. Freilich verbreitete dieser Brief wieder neue Trauer in der Familie, aber so wie die schmerzhafte Oeffnung eines brennenden Geschwürs, auf welche dauerhafte Linderung folgt. Tillmann und die Seinigen wußten nun woran sie waren, sie wurden allmählig wieder beruhigt, und Bernhards Geschichte half nun, so wie die des ehmaligen Husaren, die Winterabende verkürzen.

Indessen schien es als ob mit Bernhard aller Segen verschwunden sey: Miswachs, Viehsterben, Krankheiten und Unfälle aller Art, lösten sich einander ab, so daß nun Mangel und Armuth die fromme Familie zu drücken begann. Endlich, zehn Jahre nach Bernhards Abreise, wurde es Tillmann zu Muth, wie der Seidenraupe, wenn sie sich zum Spinnen ängstet: seine Töchter wurden von niemand gesucht, weil sie arm waren, denn Schönheit und Frömmigkeit machte keinen Eindruck auf die Nachbarschaft, und sein noch einziger Sohn Reinhard konnte auch keine schickliche Gelegenheit finden, auch konnte ihn der Vater bei seinen Berufsgeschäften nicht entbehren;

kurz, Tillmanns Haushaltung war einem schwerbeladenen und dazu noch gebrechlichen Wagen gleich, der im Morast steckt, und weder vor noch hinter sich herausgezogen werden kann.

An einem Sonntag, als Tillmann mit seinen Töchtern aus der Kirche kam: (seine Frau war zu Hause geblieben um das Mittagsessen zu bereiten, und Reinhard hatte den Ochsen gehütet;) war er ungewöhnlich still und nachdenkend. Barbara, sein braves Weib, und seine Kinder waren dessen gar nicht gewohnt, doch mochten sie ihn auch nicht fragen; als es aber endlich zu lang währte, fing Barbara an: Lieber Mann! was fehlt dir doch? du bist ja dein Lebtag nicht so gewesen wie jetzt.

Tillmann. Ha! es ist mir halt traurig zu Muth; ich hab' da heut eine Predigt gehört über den Text: alle eure Sorge werfet auf Ihn, denn Er sorget für Euch. Da hab ich nun recht herzlich gebetet, der liebe Gott möchte doch auch unsre Sorgen auf sich nehmen, und uns nur die tägliche Nothdurft, Nahrung und Kleidung verleihen; und uns vor Schulden bewahren. Da kam mir auf einmal der Gedanke so lebhaft ins Gemüth, ich müsse nach Amerika ziehen, und hier Haus und Hof verkaufen, daß ich ganz und gar nicht mehr auf die Predigt acht geben konnte, und nicht weis was hernach gebetet und gesungen worden. Aus der Kirche ging ich in Martins Haus, um mit dem Förster zu

sprechen; dort fand ich einige Bauern beisammen, die einen Brief lasen, welchen ein Würtemberger aus Amerika geschrieben hat, und worinn er erzählt, wie er dort so glücklich geworden, und an allem Ueberfluß habe; da schlug mir das Herz, und da es sich gerade so traf, daß mir in der Kirche der Einfall gekommen war, und nun dieser Brief dazu kam, so war ich in meiner Seele überzeugt, daß es Gottes Wille wäre, wenn wir zusammen nach Amerika zögen. Barbara gerieth über diese Worte in tiefes Nachdenken, und die Kinder sahen sich erstaunt an und die Thränen traten ihnen in die Augen. Endlich versetzte Barbara: ich habe nichts dagegen, wenn nur das große Wasser nicht wäre; Tillmann antwortete: es sind schon so viele glücklich über das große Wasser gekommen, wir werden auch hinüber kommen, denn ich bin überzeugt, daß diese Sache von Gott ist. Es wurde nun noch vieles darüber gesprochen, und endlich waren Alle nicht nur zufrieden, sondern sie freuten sich auf die Reise. Daher bot nun Tillmann Haus und Hof feil, löste daraus dreitausend Gulden, und machte sich zu der großen Reise bereit; Anno 1756 verließ er mit Frau und Kindern unter tausend Thränen das friedliche heimathliche Thal, in welchem seine Vorfahren seit Jahrhunderten so glücklich gelebt hatten, und begab sich auf einem Leiterwagen mit allem gehörigen Geräthe versehen auf den Weg. Am dritten Tage Abends, fanden sie in dem Wirths-

hause einen reisenden Kaufmann aus Bremen, welcher eine Handelsreise ins südliche Teutschland, in die Schweiz und nach Italien machen wollte; als dieser Tillmanns Vorhaben erfuhr, setzte er sich zu ihm und sprach mit ihm über alles was zu seinem Nutzen dienen konnte; dann rieth er ihm nach Bremen zu gehen, und von dort mit einem Schiff von welchem er wußte, daß es bereit lag nach Baltimore abzugehen, seine Reise fortzusetzen, er gab ihm einen Brief an einen Kaufmann in Bremen, in welchem er diesem die guten Leute empfahl, und mit diesem versehen reiste nun unsre Familie auf ihrem Leiterwagen, mit neuem Muth und der festen Ueberzeugung, daß Gott sie an Seiner Hand leite, nach Bremen. Dort meldeten sie sich sogleich bei dem Kaufmann, an welchen sie das Empfehlungsschreiben hatten; er war ein frommer Mann, ging ihnen mit Rath und That an die Hand, und versah sie, nachdem er zu ihrer fernern Reise alles besorgt hatte, wieder mit Empfehlungen an einen Freund in Baltimore, der für ihre Unterkunft sorgen sollte.

Zu Bracke einige Meilen unterhalb Bremen setzten sie sich zu Schiff. Von ihrem Erstaunen über das große Wasser, von ihrer Verwunderung über das Schiff und seine Einrichtung sage ich nichts, genug, aller Seekrankheit ungeachtet, langten sie nach neun Wochen glücklich in Baltimore an, wo sie von dem Bremer

Schiffer an ein Haus angewiesen wurden, in dem sie sich aufhalten könnten, bis sie von dem Kaufmann, an den sie einen Empfehlungsbrief hatten, Nachricht bekämen, was ferner für sie zu thun sey; dann nahm der Schiffer Abschied von den guten Leuten, und ging seinen Geschäften weiter nach. Tillmann hatte nun nichts nöthigers zu thun, als sich nach dem Kaufmann zu erkundigen, an den er durch seinen Brief angewiesen war. Unter der Menge Menschen, welche sich bei der Ankunft eines Schiffs am Ufer versammelte, befand sich diesmal ein Menschenhändler; er sahe Tillmann, seine Frau und vier Kinder aussteigen, diese schöne starke Menschen stachen ihm in die Augen, und er freute sich schon über den Fang und über den Gewinn, den er da zu machen hoffte. Dieser Gaudieb hörte nun, daß Tillmann so wie er selbst, ein Teutscher war, und nach dem Kaufmann fragte an den er den Brief hatte; er kam also gar freundlich zu ihm, bewillkommte ihn als Landsmann, und sagte: ich diene auf dem Comtoir des Herrn Wilsons, kommt ihr alle mit mir, ich führe euch hin, man wird für euer Glück sorgen. Wer war froher als Tillmann und die Seinigen? sie dankten Gott von Herzen. Bald brachte sie ihr Führer an ein etwas abgelegenes Haus, wo er ihnen ein Zimmer anwies, und dann hinging, um den Herrn des Hauses zu benachrichtigen, was für einen Fang er gethan habe; bald darauf kam dieser, empfing die Familie

freundlich, und gab sich für Herrn Wilson aus; er versicherte, er könne sie auf der Stelle in Jamaika versorgen, sie müßten aber wieder zu Schiffe gehen, dann würden sie in wenigen Tagen an Ort und Stelle anlangen. Jetzt wurden nun ihre Sachen im Wirthshause abgeholt, und dann alle zusammen in ein Zimmer hinten im Hause eingesperrt und streng bewacht. Ob nun zwar Tillmann in allen Ränken der Welt unerfahren war, und wohl wußte, wie väterlich ihn die Vorsehung bisher geleitet hatte, so bemeisterte sich doch die Angst seines Herzens; er äußerte auch den Seinen seine Furcht und ermunterte sie zum unabläßigen Gebet. Was sie zu befürchten hatten, davon ahndeten sie nichts, denn sie wußten nicht, was Sklaven sind, und wozu man sie braucht.

In der folgenden Nacht kamen etliche Schiffleute, die scharf bewaffnet waren; diese befahlen ihnen mit rauher Stimme augenblicklich zu folgen, und bei Todesstrafe keinen Laut von sich zu geben; ihr Geräthe, sagte man, würde man ihnen nachschicken. Jetzt fing man an zu flehen, zu weinen und zu jammern, allein die gezogenen Schwerdter befahlen Stillschweigen; so wurden alle sechse einige Stunden zu Fuß fortgeführt, und dann, als sie an dem Ufer des Meeres angekommen waren, in einer Chaluppe, die sie hinter dem Gesträuche fanden, nach dem Schiff geführt, das sich hinter einem Felsen versteckt hielt. Der Hauptmann desselben empfing sie mit Freuden, und belohnte ihre

Führer reichlich; als er sie aber genau ins Auge gefaßt hatte, fragte er sie auf teutsch: wo sie her wären? Tillmann sagte es ihm, und bat auf den Knieen um Erbarmen; allein das war tauben Ohren geprediget: der Würhrich lachte, und befahl, sie in den untern Schiffsraum zu bringen und ihnen Fesseln anzulegen. Nun wurde der Jammer der armen Familie unaussprechlich, aber derbe Peitschenhiebe nöthigten sie bald zum Schweigen. Da lagen sie nun ohne Licht und auch beinahe ohne Luft; sie rangen im Gebet zu Gott, und flehten nun zu dem um Erbarmung, der sie allein befreien konnte. Auf einmal fing Cleophä, die jüngste der Töchter an: da ist eben ein Engel bei mir gewesen, habt ihr ihn denn nicht gesehn? — Er glänzte wie die Sonne und sagte: Seyd getrost ihr Lieben! dieser Weg führt euch zu euerm Glück und Frieden. Diese Worte waren allen ein Labetrunk in dem brennendsten Durst, sie fingen an leise zu singen, nun danket alle Gott! und dann das schöne Lied, befiehl du deine Wege, und es ward ihnen ruhig dabei ums Herz, als auf einmal oben vom Schiff herab die Donnerworte erschollen: man würde ihnen das Singen bald vertreiben. Sie schwiegen also, aber sie fühlten sich wunderbar gestärkt, und die große Erfahrungswahrheit, daß keine Beförderung auf dem Wege zum Himmel, und auch kein wahres Glück auf Erden, ohne Geburtsschmerzen gebohren werden könne.

Herr Wilson in Baltimore, der durch den Bremer Schiffer noch mehrere Briefe bekommen hatte, in welchen ihm auch die reisende Familie empfohlen wurde, wunderte sich, daß sie sich nicht bei ihm meldete; er vermuthete die Wahrheit, denn es schwärmte seit einiger Zeit ein Seeräuber auf dasigem Gewässer, dem auch einige amerikanische Schiffer aufpaßten; dieser hatte seit kurzem mehrere Neger und weiße Leute auf eine solche Art weggekapert. Wilson ging deswegen zum Commandanten und zeigte ihm seine Vermuthung an; der Commandant beorderte augenblicklich den Capitän einer Fregatte, auszulaufen, und nicht zu ruhen, bis er den Seeräuber genommen habe.

Indessen hatte noch ein anderer Schiffscapitän den Räuber bemerkt, und ihn verfolgt, so daß er nun von zwei Seiten her gejagt wurde, ohne daß er es wußte; er segelte also unbesorgt nach einer kleinen unbewohnten Insel, wo von Zeit zu Zeit Spanier und Franzosen hinkamen, mit denen er im Verständniß war, und die ihm seinen Raub abkauften. Dieser verbotene Handel wurde sehr heimlich getrieben, weil er gegen die Verträge aller Nationen war, die in Amerika Besitzungen haben. Beide Schiffscapitäne ereilten den Räuber noch ehe er auf der Insel anlandete, der Kampf währte nicht lang, das Raubschiff wurde geentert, und der Räuber mit seinem Volk, etwa dreißig Mann, gefangen genommen, und

auf eins der Baltimorischen Fahrzeuge gebracht. Bei der Durchsuchung des Schiffs fand man nun auch unsern Tillmann und seine Familie; man befreite sie von ihren Banden, und sie dankten Gott und ihren Rettern auf ihren Knieen mit tausend Thränen; dann legten sich die Schiffe an der Insel vor Anker, und schickten sich zu der Heimfahrt an. Während dieser Beschäftigung nahte sich auch ein Jamaika'sches Kauffartheischiff der Insel, es ankerte neben den Andern und seine Mannschaft stieg aus; ein vornehmer ansehnlicher Mann grüßte die Capitäns und indem er sich auch nach den andern Leuten umsahe, so entdeckte er Tillmann, seine Frau und Töchter; er staunte, trat ihnen näher, und nun entstand ein Auftritt der sich nicht beschreiben läßt; kennt ihr euren Bernhard nicht mehr? rief der entzückte Sohn, und flog seinen Eltern und Geschwistern in die Arme; jedes Bild ist zu schwach den Jubel der lang geprüften und getrennten Familie zu schildern; sie konnten nicht fertig werden zu staunen, zu fragen und zu preisen. Bernhard wollte endlich auch die Gefangenen sehn, die seine Familie so gepeinigt hatten; man führte ihn in das Schiff wo sie gefesselt lagen. Hier gab es aber einen Auftritt von ganz andrer Art: denn als Bernhard den Seeräuber sahe, so entsetzte er sich, schwieg eine Weile, dann sprach er zu ihm: Armer armer Schweinfurth! wie früh und wie schrecklich endigst du deine fürchterliche Laufbahn? —

Du ließest dich zum Werkzeug des Satans brauchen, Menschen zu verderben, und nun siehst du vor Augen, wie mächtig mein Gott und Erlöser mich und die Meinen aus deinen Händen errettet hat; denn du mußt wissen, daß die brave fromme Familie, die du raubtest, meine Eltern und Geschwister sind. Du suchtest dein Glück im Unglück deiner Mitmenschen, und machtest sie gegen deinen Willen glücklich, und dich in Zeit und Ewigkeit höchst unglücklich, denn jetzt ist dein trauriges Schicksal entschieden.

Schweinfurth sah ihn starr an, sank dann in ein taubes Hinbrüten und schwieg still. Er wurde nach Baltimore gebracht, wo man ihm den Proceß machte, und hinrichtete. Seine Geschichte besteht kürzlich darinnen, daß er auf dem Schiff eines holländischen Kapers Dienste nahm, durch Betrug und Räubereien aller Art ein großes Vermögen sammelte, und nun selbst ein Schiff bemannte, und ausrüstete und damit auf den Raub ausging; allein dazu war er doch nicht gewandt genug, denn er hatte das Handwerk noch nicht lange getrieben, als er schon gefangen wurde, und seinen verdienten Lohn empfing.

Bernhard dankte den Capitains für die Rettung seiner Familie; er wollte ihnen ansehnliche Geschenke machen, allein sie schlugen sie auf eine edle Art aus; er nahm also seine Eltern und Geschwister zu sich in sein Schiff, und fuhr nach Jamaika ab. Es ist leicht zu denken, daß er nun zuerst ihre

Neugier

Neugier befriedigte und seine bisherigen Schicksale erzählte. Die Seelenverkäufer hatten ihn nach Amsterdam gebracht und auf ein ostindisches Schiff geliefert, wo er, wie gewöhnlich, unter die Matrosen aufgenommen, und auch eben so wie sie, behandelt und mishandelt wurde. Nun befand sich aber ein ansehnlicher Reisender auf dem Schiff; ob er ein Kaufmann oder Gelehrter, oder beides zugleich war, das wußte niemand. Dieser Mann beobachtete Bernhard, sprach oft mit ihm, erfuhr sein Unglück, aber auch die Güte seines Herzens, seinen religiösen Sinn, seinen Verstand, und seinen vortrefflichen Charakter. Dieser Herr nannte sich Klarenstern, ob das aber sein wahrer Name, und wo er her war, das wußte niemand; mit dem Commandanten des Schiffs war er in vertrauter Freundschaft, und dadurch brachte er es dahin, daß Bernhards Lage ganz erträglich wurde. Am Vorgebirge der guten Hoffnung blieb Klarenstern zurück, besorgte für Bernhard einen andern tüchtigen Matrosen, und behielt ihn dann bei sich. Hier hielt er sich ein halbes Jahr auf, besorgte allerhand Geschäfte, und reiste dann mit seinem Bernhard nach Jamaika in Amerika ab; diesen behandelte er als seinen Freund, und gewann ihn endlich so lieb als seinen eigenen Sohn.

Herr Klarenstern kaufte hier ein sehr angenehmes Landgut, nahm ein paar Bedienten an, und ließ sich aus der nahgelegenen Wohnung eines

Pflanzers speisen. Hernach aber kaufte er im Innern des Landes eine große Pflanzung, in einer der angenehmsten, ruhigsten und fruchtbarsten Gegenden der Insel, baute ein großes und schönes Haus nebst den dazu gehörigen Gebäuden, und fing eine große Wirthschaft an; nun erklärte er Bernhard für seinen adoptirten Sohn, der bald darauf die fromme Tochter eines benachbarten Pflanzers heirathete, und in ihr eine tüchtige Hausfrau und treue Gattin fand. Nach einigen Jahren starb Herr Klarenstern als ein Heiliger, und man erfuhr nie wer er war, eben so wenig sein wahres Vaterland. Bernhard nahm seinen Namen an, und wurde sein einziger Erbe.

Die ehmalige Nachricht von Bernhards Tod hatte Schweinfurth geschmiedet, weil er fürchtete, Tillmann möchte seinen Landesfürsten um Rettung seines Sohnes ansprechen, und dieser dann denselben bei den Generalstaaten zurückfordern.

Bernhard und seine Familie kamen glücklich in Jamaika und auf seinem schönen Gut an, dem er den Namen Klarenstern gegeben hatte; seine Gattin empfing die Ankommenden mit herzlicher Freude und Liebe. Tillmann übernahm die Aufsicht über die Neger und die männlichen Bedienten, und die Töchter unterstützten die Hausfrau. Reinhard heirathete die einzige Tochter eines Pflanzers, und seine drei Schwestern wurden auch nach und nach wohl versorgt; eine Reihe

von Jahren lebten die Alten noch ruhig und höchst zufrieden, und starben dann selig in den Armen ihrer Kinder.

So gehen die Wege der Vorsehung durch schwere Prüfungen; nicht immer führen sie zu zeitlichem Glück und Ehren, aber immer zum ewigen Wohl, wenn sie gehörig benutzt werden.

Elauban.

Eine arabische Erzählung.

Unter den Imams von Yemen war ehemals Elauban bei weitem der glänzendste; sein Vater war ein streitbarer Fürst gewesen, und er hatte das Reich seinem Sohn in Ruhe und Wohlstand hinterlassen. Elauban bestieg den Thron ohne Hinderniß; alle Emirs umher brachten ihm Geschenke, und leisteten ihm den Eid der Treue; seine Schatzkammern waren angefüllt und allenthalben herrschte Friede und Emsigkeit. Nun fand der junge König nichts mehr zu thun: denn man hatte ihn blos zu den Waffen erzogen; von der großen Regentenpflicht, sein Volk zu beglücken, wußte er wenig; alle Fürsten und Räthe seines Vaters waren Krieger, er konnte sie nicht mehr brauchen; eine Zeitlang spielte er noch mit seinen Truppen, indem er sie musterte, und bald hie bald da Lustlager aufschlagen ließ, allein er ward dieses Spiels bald müde, und der böse Geist, der so viel Ue-

dels an den Höfen anrichtet, die Langeweile, fing an ihn zu plagen.

Jetzt merkten die alten Diener, daß sie bei dem neuen Könige überflüssig waren; sie zogen sich also allmählig zurück, und an ihre Stellen kamen junge Leute von allem Schlage: der eine hatte hohe Ehrenstellen, der andre Reichthümer, und der dritte Wollust zum geheimen Zweck; alle aber heuchelten treue Anhänglichkeit an den König, und Vaterlandsliebe, und jeder gab sich alle ersinnliche Mühe, die Neigungen seines Herrn auszuspähen, und dann alles aufzubieten, sie zu befriedigen.

Bei diesen Umständen wurde der Hof Elaubans bald der Sammelplatz aller Wollüstlinge, aller Witzlinge, und emporstrebenden Geister; die Furie Cabale stieg aus der Hölle herauf, und schwebte unsichtbar um den Thron her, wo sie alles mit verzehrendem Neid, Mißtrauen, Rache und Verzweiflung anfüllte. Der Harem wurde von Tag zu Tage zahlreicher, aber auch die Cassen immer leerer, jeder suchte zu genießen, folglich auch sich zu bereichern; Arabien und Ostindien mußten das seltenste und kostbarste aus allen dreien Naturreichen hergeben, um Elaubans Schlösser und Lusthäuser zu zieren, die Weiber seines Harems zu schmücken, und seine Tafel für ihn und seine Günstlinge genießbar zu machen.

Endlich waren alle Schätze erschöpft, aber nicht der Trieb zu genießen, folglich mußten nun die Unterthanen unter allerhand scheinbaren Vorwän-

den geplündert werden; der Hof wurde also immer glänzender, aber das Volk auch immer ärmer; die Freude floh aus jeder Hütte an den Hof, aber auch hier fand sie keine bleibende Stätte, weil sie sich mit der dort herrschenden Cabale, ihrer Erbfeindin, durchaus nicht vertragen konnte. Claubans Hof war ein Drache, der die ganze Gegend umher verwüstete, und dessen Hauch weit und breit die Luft verpestete: denn der Luxus verbreitete sich durch alle Stände, und dies glänzende Elend zehrte an den Eingeweiden der bürgerlichen Verfassung.

Unter den vielen Söhnen und Töchtern, die Clauban mit seinen Weibern zeugte, war Ibrahim der älteste, und also auch der künftige Thronerbe; nun lebte aber ein weiser Mann nicht weit von der Residenz des Königs, auf seinem Landgut, er hieß Sophar, und hatte dem vorigen König gegen das Ende seiner Regierung als Geheimschreiber gedient; dieser Sophar hatte sich von allen Geschäften entfernt, weil er überzeugt war, daß er sich selbst unglücklich machen aber niemand nützen würde; jetzt aber, als Prinz Ibrahim aus dem Harem kam, und nun eine männliche Erziehung erhalten mußte, jetzt trieb ihn die Vaterlandsliebe an, alles zu versuchen um den künftigen Regenten aus dem Verderben des Hofs zu erretten.

Ich übergehe alle die Mittel und Kunstgriffe, die er anwenden mußte, um zum Zweck zu gelan-

gen, genug es glückte ihm: Prinz Ibrahim ward ihm übergeben, und man setzte ihm und seinem Eleven ein sehr mäßiges Gehalt aus, weil der neue Schatzmeister den unnöthigsten Aufwand einschränkte, und daher dieser natürlicher Weise bei der Erziehung des Kronprinzen den Anfang machte.

Indessen bedient sich die Vorsehung gar oft solcher Mittel zu ihren heiligen Absichten: das was man am mehresten vernachlässigte, und auch vielleicht vernachlässigen wollte, das gerieth am besten; Ibrahim wurde vom Hof entfernt, und doch demselben so nahe erzogen, daß er alle seine Gräuel kennen lernen konnte, ohne von ihm angesteckt zu werden. Sophar lehrte ihn die Gewerbe der Unterthanen, als die einzigen Quellen alles Wohlstandes eines Staats kennen: er zeigte ihm allenthalben ihre Fehler, und wie sie verbessert werden können, er machte ihn empfindsam gegen das Unglück seines Mitmenschen, und zeigte ihm die leichten und ausführbaren Mittel, wie er sich dereinst durch die Beglückung seiner Unterthanen Gott ähnlich machen könne, mit einem Wort, er lehrte ihn regieren und den Luxus entbehren, indem er ihn mit dem erhabensten Vergnügen der Pflicht-Erfüllung bekannt machte.

Indessen eilte der Hof auf dem Wege der allerzügellosesten Ueppigkeit zum Verderben; das ganze Land war ausgesogen, und niemand zufrieden und glücklich; selbst Imam Elauban unter allen

am wenigsten: er hatte sein Lebenlang das Glück gesucht und nicht gefunden, aber er fand es auch nie, denn mitten in den rauschenden Lustbarkeiten des Hofs überfiel ihn ein hitziges Fieber: Elauban starb plötzlich, und hinterließ alles in der größten Verwirrung und Bestürzung.

Prinz Ibrahim war damals gerad zwanzig Jahre alt; sein treuer Sophar kannte die Welt, er eilte mit seinem Zögling an Ort und Stelle, ehe die Cabale Schwierigkeiten ausbrüten konnte. Ibrahim setzte sich also auf den Thron seiner Väter, und Sophar war sein erster Rathgeber. Der neue Imam hatte nicht gelernt irgend jemand unglücklich machen, er entfernte also allmählig alles Ungeziefer von seinem Hof, und sammelte weise und treue Männer um sich her, wodurch dann nach und nach jeder von selbst weg ging, der es im Zirkel der Rechtschaffnen nicht lange aushalten konnte.

Jetzt trat nun allenthalben eine vernünftige Sparsamkeit an die Stelle der Ueppigkeit; Gelehrte und Rechtschaffne erhielten nach dem Verhältniß der Güte ihres Charakters Aemter, die Unterthanen wurden erleichtert, und ihre Gewerbe verbessert, so daß also das Königreich Yemen in einer Reihe von Jahren zu einem Wohlstand und zu einer Stärke gelangte, wovon man in der Geschichte noch kein Beispiel hatte.

Lange hatte Ibrahim mit Glück und im Segen regiert, und lange war schon sein treuer So=

phar zur ruhigen Wohnung der Vollendeten übergegangen, als er einsmals auf einem einsamen Lustschloß, wo er zu Zeiten einige Tage, in Gesellschaft etlicher seiner Getreusten, von den schweren Regierungsgeschäften ausruhte, von einem geheimen Kummer, und von einer ihm selbst unerklärbaren Schwermuth überfallen wurde: er konnte der Sehnsucht, das Schicksal seines Vaters in der andern Welt zu erfahren, nicht los werden; und doch empfand er auch tief das Unschickliche seiner Forderung; er kämpfte also mit sich selbst, konnte aber seinen Trieb nicht überwinden. Endlich entdeckte er einem alten Greiß, den er wegen seiner Weisheit und Reblichkeit immer bei sich hatte, seinen Wunsch und bat ihn, ihm mit seinem frommen und vernünftigen Rath beizustehen.

Großer König der Rechtgläubigen! antwortete ihm Abarim, jeder Vorwitz beleidigt Gott; da aber dein Trieb ohne dein Suchen gekommen ist, und du ihm männlich widerstanden hast, ohne ihn überwältigen zu können, so muß er wohl von höherer Hand herkommen.

So scheint es mir, mein guter Abarim! versetzte der Imam; vielleicht will mich Gott von einer Krankheit heilen, die mich seit einiger Zeit überfallen hat.

Mit Bestürzung erwiederte Abarim: eine Krankheit, mein König! dafür bewahre dich der große Gott! Ja wohl! versetzte Ibrahim: mich wandelt seit geraumer Zeit ein Eckel an Regie-

rungsgeschäften an, und ich fühle eine starke Neigung zur Befriedigung meiner sinnlichen Lüste.

Abarim lächelte und sagte: Ja so! — das ist aber eine schlimme und noch dazu eine ansteckende Krankheit, auch dafür bewahre dich Gott, dein Reich, und uns. Wenn du also deinen jetzigen Trieb befriedigen willst, so entferne dich an einen einsamen Ort; dort faste drei Tage bei Wasser und Brod, und bleibe beständig im Gebet, so wird dir Gott ferner zeigen was du thun sollst.

Der Imam gehorchte diesem Rath, er ließ sich Wasser und Brod für drei Tage in eine einsame Felsenhöhle tragen, die sich hinter dem Garten des Schlosses im Walde an einem wilden Abhang befand, begab sich dahin, und befahl, daß ihm innerhalb dreien Tagen niemand folgen sollte, die Seinigen aber mußten ihn diese Zeit über im Schlosse erwarten. Drei Tage vergingen, ohne daß man von dem Imam etwas sahe oder hörte; am Morgen des vierten Tages aber kam er blaß, entstellt und voller Schrecken, wieder; einige Stunden ging er mit Händeringen und mit Thränen in den Augen umher, dann aber versammelte er seine wenigen Getreuen um sich her, und vertraute ihnen sein schreckliches Geheimniß; er befahl, daß man es niederschreiben, versiegeln, und im Archiv bis nach seinem Tode aufbewahren, hernach aber allemal bei der Thronbesteigung seiner Nachfolger dem neuen Könige vorlesen sollte; dann erzählte er was ihm wiederfahren war.

Ibrahim hatte bis an den Abend des dritten Tages im Fasten und im Gebet verharrt, als ihn auf einmal ein matter Schimmer umglänzte; mit schreckenvollem Staunen blickte er um sich her, und siehe! hinter ihm ein wenig zur Seiten stand ein himmlischer Jüngling, ein Engel mit einer sehr ernsten Miene. Ibrahim fiel auf sein Angesicht und betete zu Gott um Gnade, jetzt rührte ihn der Engel an und sprach: stehe auf Ibrahim und höre was ich dir im Namen Gottes verkündigen soll. Ehrfurchtsvoll stand der Imam auf und war aufmerksam; nun fuhr der Himmlische fort: Gott hat deine Treue in deinem Amt mit Gnade und Erbarmen angesehn; da aber deine Seele anfängt des guten Weges, auf dem du wandelst, überdrüßig zu werden, so soll ich dir das Schicksal deines Vaters zeigen, komm also und folge mir!

Ibrahim bebte für Entsetzen, doch stärkte ihn der Engel, indem er ihn versicherte, daß ihm nichts Uebels wiederfahren sollte; der Imam gehorchte also der Stimme des Engels und folgte ihm. Vor der Höhle umgab sie Beide eine dämmernde Wolke, mit welcher sie sich wie auf einem Donnerwagen Gottes emporschwangen; um sie her heulte der Sturm in der Nacht, zuweilen schossen Blitze aus der Wolke heraus, und es war dem Imam als wenn er mit der Wolke wie ein Pfeil vom Bogen dahin führe; immer aber stand ihm der Engel zur Seiten, der ihm freundlich zuredete und sprach:

Fürchte dich nicht, Ibrahim! dir soll kein Leid wiederfahren!

Nach Verlauf etwa einer halben Stunde, so lang kam dem Imam ungefähr die Zeit seiner schauervollen Reise vor, zertheilte sich die Wolke um ihn her, und er befand sich an der Seite des Engels auf einem wilden und zackigten Felsengebirge; der ganze Himmel war roth wie von einer schrecklichen Feuersbrunst in der Nacht, und eben daher durchdämmerte auch ein fürchterlicher Schimmer die ganze Gegend, so viel, daß man alle Gegenstände hinlänglich erkennen konnte; vor sich hin in der Ferne entdeckte er ein noch höheres Gebirge, wo Felsen auf Felsen gethürmt waren, deren ungeheuere Massen jeden Augenblick herab in den Abgrund zu stürzen drohten, und hinter welchen die ewige Feuerglut himmelan zu steigen schien; ein immerwährender siebenfacher Donner grollte von dort her ins Unendliche herüber, und hin und wieder stürzten Berge über einander her, daß von ihrem Geprassel die Grundveste erbebte.

Vor sich hin bis an jenes Gebirge, und rechts und links bis in eine unabsehbare Weite, überschaute er ein weites Thal, voller ungeheurer Felsentrümmer, zwischen welchen sich enge und tiefe finstre Thäler hindurch drängten; das Ganze war ein Weltruin, der durch ein allgemeines Feuergericht gegangen ist.

Hier in diesem Thal, (sprach nun der Engel zum Imam), hier ist die Wohnung deines Vaters,

und seiner ehemaligen Höflinge — komm und steig mit mir hinab: denn du mußt ihr Schicksal kennen lernen; zugleich faßte ihn der Engel mit starkem Arm um den Leib, und schwang sich mit ihm in die furchtbaren Abgründe hinunter. Hier befanden sie sich nun in einem engen Thal, wo auf beiden Seiten steile und überhangende Felsen in die Höhe stiegen; sie wandelten auf einem Äschenboden in nächtlicher Dämmerung fort, und nun bemerkte Ibrahim eine große Menge mißgestalter menschlicher Wesen, deren abscheuliche Formen Grausen und Abscheu erregten; kein Theil der menschlichen Figur war mehr regelmäßig, und man fand keine Spur mehr an ihnen von dem anerschaffenen Ebenbild der Gottheit; jeder Körper hatte sich je nach seinen herrschenden Leidenschaften der Gestalt der Thiere genähert, denen er am ähnlichsten gewesen war.

Alle diese Unseligen haußten in den Höhlen und Klüften auf beiden Seiten des Thals; ihre Betriebsamkeit, ihre Unruhe und ihr Getobe war entsetzlich, und doch schienen sie für Ermüdung zu Boden sinken zu wollen; bald entdeckte er eine Gruppe, wo man ein friedliches Mahl miteinander zu genießen schien, auf einmal aber und ehe man sichs versahe, fielen sie wie grimmige Thiere übereinander her, und suchten sich zu zerfleischen, bis der eine hierhin der andre dorthin, in die wilde wüste Einöde floh.

In einem andern dunkeln und abgelegenen Winkel buhlten ein männliches und weibliches Wesen

miteinander, er schien ihr seine Liebe zu klagen, und sie schien ihn endlich zu erhören; mit der rasendsten Wuth der Leidenschaft umarmte er sie, und sie ihn, aber in dem Augenblick, sahe eins im andern den scheußlichsten Drachenähnlichen Wurm, in dessen Krallen jedes eingeschlossen war; mit Beben schauderte jedes zurück, und mit Heulen und Wehklagen flohen diese ehemaligen Verliebten weit von einander in entlegene Oerter.

Weiterhin entdeckten sie seitwärts in einer Weitung eine Anstalt, die mit der Anlage einer Lustgegend etwas ähnliches hatte: auf einem Felsen war etwas das einer Burg ähnlich war, und eine Strecke hinaus, hatte sich ihr Bewohner einen Garten angelegt, es schienen auch Gewächse daselbst aufzukeimen, allein wenn diese jämmerliche Nachahmung kaum im Werden war, so stürzte alles von den unaufhörlichen Erderschütterungen dem Besitzer über dem Haupt zusammen.

Dort gingen Mann und Weib in traulicher Eintracht Hand an Hand spazieren, sie schienen sich untereinander die Seligkeit ihres ehemaligen Erdenlebens zu erzählen; nun erschien aber ein Ungeheuer vor ihnen, das ihnen entgegen brüllte: verflucht seyd ihr, daß ihr mich erzeugt, und durch eure schlechte Erziehung in diesen Ort der Qual gestürzt habt! — plötzlich fuhren sich die Ehegatten wie rasende Furien an, der Sohn peitschte auf sie zu, und endlich stäubten alle drei auseinander.

Darauf kamen sie auf einen geräumigen Platz, wo viel Volks beisammen stand, und sich an einem Schauspiel zu ergötzen schien. Bei einer näheren Untersuchung fand Ibrahim, so wie es ihm der Engel erklärte, daß da ein ehemals Mächtiger der Erden von seinem Harem gezüchtiget würde: über hundert Furien flatterten wie große Fledermäuse um ihn herum, erst küßten und schmeichelten sie ihn, dann kniffen und pfetzten sie ihn mit ihren Krallen, so daß er wie im Fieberfrost mit den Zähnen klapperte, und für schrecklichen Schmerzen brüllte und tobte; nach und nach entwand er sich ihnen, und flohe mit seelzagendem Seufzen in die endlose Weite.

Auch entdeckte der Imam viele Bettler, die vom Hunger ausgezehrt wie Todtengerippe umher irrten, und Speise heischten, aber keine bekamen, sondern mit Spott und Schande abgewiesen wurden. Diese waren ehmals auf Erden reiche Schlemmer gewesen, die das Ihrige verpraßt, und die Armen von ihren Thüren weggejagt hatten; mit Wuth rafften sie Asche und Moder vom Boden auf, und verschlangen den Wust gierig, aber dann schauderten sie für Eckel, und gaben mit Zuckungen den Greuel wieder von sich.

Endlich gelangten die beiden Wanderer an einen Ort, wo sich das Thal in ein großes Becken erweiterte, und rund umher mit erschrecklichen Felsengebirgen umzingelt war; ein warmer Leichengeruch erfüllte den ohnehin verpesteten Dunstkreis, und Ibrahim würde auf der Stelle des Todes

gewesen seyn, wenn er nicht in der Atmosphäre eines Engels geathmet hätte. Hier wimmelte es von menschlichen Ungeheuern aller Art, die alle mit ewiger Unruhe durcheinander tobten, als wenn sie sich unter einander zerreißen wollten.

Dieses sind deine Landsleute! — sagte der Engel, und Ibrahim seufzte tief.

Dort im Dunkel an der Seite des Felsen, stand auf einem steilen Absturz eine halb ruinirte Burg, die traurige Wohnung des Imam Elaubans; Ibrahim schauderte sich ihr zu nahen, aber der Engel wollte es und er mußte. Nun ging sein Führer voran, das Getümmel wich auf beiden Seiten zurück, und wenn sich der eine oder der andere unterstand näher zu kommen, denn viele schienen Ibrahim zu kennen, so fuhr ein Strahl vom Engel aus, der ihn weit weg blitzte.

So kamen sie endlich in den schrecklichen Behälter des ehmaligen Fürsten; er saß auf einem erhöhten Platz, der sich in einem dämmernden Gewölbe befand, welches beständig den Einsturz drohte; das Ding, welches seinen Thron vorstellen sollte, war aus zackigten Bimssteinen und Schlaken zusammen gestückelt, er selbst aber schien wie vom Opium betäubt, einen schweren Schlaf zu schlafen. Sein Ansehen war scheußlich, er glich einem ungeheuer dicken Zwerg, mit einem weiten Löwenmaul, und seine Krötenfigur war über und über mit Eiter und Schwären bedeckt.

Da stand nun Ibrahim gegen seinem Vater über!

über! seine Seele wollte ihm für Jammer aus dem Leibe fahren, aber der Engel stärkte und tröstete ihn; der Kerker war mit seinen ehemaligen Hofbedienten angefüllt, die nun seine Peiniger waren; alle hatten wenig mehr von der menschlichen Gestalt an sich, sondern ihre Leidenschaften hatten sie zu scheußlichen Ungeheuern umgebildet, die sich auch die ausschweifendste Einbildungskraft, ohne sie gesehen zu haben, nicht schrecklich genug vorstellen kann. Jetzt mußten sie von ihrem unseligen Qualgeschäfte ausruhen, so lang Ibrahim zugegen war: denn eine himmlische Macht hatte sie so lange mit unsichtbaren Banden gefesselt; aber sie knirschten und blöckten ihren ehemaligen Fürsten an, als wenn sie, wie Tieger, nach seinem Blut lechzten.

Da es nun der Wille der Vorsehung war, daß Ibrahim aus seines Vaters Munde eine Warnung bekommen sollte, so warf der Engel einen sanften Lichtstrahl auf ihn hin, der ihn stärkte, erquickte, und ermunterte.

Schwerathmend, wie ein Fieberkranker, der aus dem Delirium der Hirnwuth von schrecklichen Träumen erwacht, richtete sich Elauban auf; mit einem unbeschreiblichen Blick schaute er auf den Engel und seinen Sohn hin, den er aber nicht kannte; er schien etwas sagen zu wollen, allein er stammelte heischer unverständliche Worte.

Sanft und Mitleidsvoll sprach nun der Engel: Elauban! der große und gerechte Gott hat mich

mit diesem deinem Sohn, dem Imam Ibrahim zu dir gesandt um ihm zu zeigen, was für ein schreckliches Schicksal nach dem Tode auf einen schlechten Fürsten wartet; hast du ihm nun etwas zu sagen, und ihn zu warnen, so thue es; denn unsre Zeit ist kurz.

Mit kaum verständlichen Worten, die sich von der lechzenden Zunge kaum loszuwinden vermochten, antwortete Elauban: Ach wehe mir himmlische Lüfte zu, damit ich gestärkt werde zu reden! —

Noch einmal floß ein himmlischer Lichtstrahl zu ihm hinüber, er ward gestärkt und sprach:

Ibrahim! niemand ahnet die Zukunft, und weder das Glück noch das Unglück, das auf den Menschen, je nachdem er in seinem irdischen Leben gehandelt hat, nach seinem Tode wartet, ist je in irgend eine Seele gekommen; besonders aber ist das Loos der Fürsten, die ihre Unterthanen durch Beispiel und durch Ueppigkeit sittenlos und arm gemacht haben, wie du an mir siehst, fürchterlich. Hüte dich! damit du nicht auch an diesen Ort der Qual kommest, und doch ist mein Jammer schon um vieles erleichtert worden, seitdem du regiert, und vieles von dem was ich verdorben, wieder gut gemacht hast; gehe hin und mache Menschen fromm und glücklich, und hüte dich, daß du mich nie wiedersiehest! —

Den Engel aber fragte Elauban: ist denn keine Rettung für mich zu hoffen?

Ich habe keine weitern Aufträge an dich, antwortete der Engel; aber kannst du dereinst diejenigen lieben, die dich quälen, so wird sich dein Leiden mindern, deine Gestalt wird wieder menschlicher werden, und so wie das geschieht, wirst du auch dem besänftigenden Lichte immer näher kommen.

Dem Imam Ibrahim war die Zunge gelähmt, er konnte für unsäglichem Jammer nicht reden; schnell führte ihn der Engel in der Wolke wieder zurück, und ehe er vor der Höhle von ihm schied, sagte er: Ibrahim, ich bin Sophar dein ehemaliger Führer und Freund, sey fromm und weise! und dann verschwand er.

Jetzt war es Morgen, Ibrahim hatte nun seinem innern Triebe der Schwermuth gefolgt, und war auf eine furchtbare Weise belehrt und gewarnt worden; von nun an ward er ein noch besserer Regent als vorher, er regierte lang und glücklich, und starb endlich ruhig und im Frieden.

3.

Die Schatzgräber.

In einer der gebirgigen Gegenden Deutschlands lag ein Dörfchen, dessen Einwohner gute, aber etwas leichtgläubige, und abergläubige Menschen waren, die zuweilen erst durch Schaden klug, und durch Erfahrungen mancher Art auf den seligen Mittelweg zurückgeführt werden mußten. Einsmals im Sommer, in der schönsten Jahreszeit, kamen zwei fremde Männer nach Buchenberg, sie waren gut gekleidet, und sahen ganz ehrbar aus; sie hielten sich übrigens ganz stille, bezahlten alles ordentlich, was sie verzehrten, und führten sich so auf, daß man glauben mußte, sie wären vortreffliche, und sogar vornehme Leute. Die Buchenberger Männer und Frauen verwunderten sich sehr, und fragten untereinander, was das doch wohl für Herrn seyn möchten? sie fragten auch wohl den Wirth; er wußte aber eben so wenig wie sie; nur das erfuhren sie bald, daß die beiden Fremden des Abends spät in den Wald

gingen, und daß sie allerhand sonderbare künstliche Sachen bei sich hätten, die wunderbar aussähen; dann sagte auch der Wirth, die Leute seyen gar fromm, denn er hörte sie zuweilen sehr andächtig beten; nun verwunderten sich die Buchenberger noch mehr, und bekamen Respect für diese Männer, doch getraute sich niemand recht zu fragen, wo sie her wären, und was sie da machten? Der Schulze Jacob war am allerneugierigsten; er wagte es also auch am ersten, sie durch den Wirth fragen zu lassen, ob sie ihm nicht erlauben wollten, ein Wort mit ihnen zu reden? O ja, antworteten die Unbekannten, der Schulz soll nur herauf kommen. Nehmt mir nicht übel, ihr Herrn, fing Jacob, der eilig herein getreten war, an, daß ich Euch besuche; ich höre, daß Ihr so fromme brave Herrn seyd, und da möcht' ich gerne ein Wort mit Euch sprechen.

Die Männer. Das soll uns lieb seyn; was wollt Ihr denn von uns?

Der Schulz. Ha! ich will eben nichts, es wundert uns so, daß Ihr Euch hier im Dorfe so lange aufhaltet; wir haben nun eben keinen Verdacht auf Euch, bewahre Gott! aber wir sind unverständige Bauersleute, und ihr seyd gescheute Männer, da möchten wir doch gerne etwas von Euch lernen.

Die Männer. Hört Freund! wir sehen, daß Ihr ein verständiger Mann seyd, wenn Ihr

nun schweigen könnt, so wollen wir Euch ein großes Geheimniß entdecken.

Dem guten Schulzen lief ein Schauder über die Haut, als er von dem großen Geheimniß hörte, mit wichtiger Miene versetzte er: O ja ich muß ja schweigen können!

Nun, fuhren die Männer mit leiser Stimme fort, Freund! hier in der Gegend gehen große Dinge vor; wir sind Geisterseher! Jacob erschrack daß er zitterte und bebte. Ach Gott! rief er, — was sind denn das für große Dinge?

Die Männer. Eine halbe Stunde von da, hinter dem Wald, ist ein altes verfallenes Schloß; ihr werdet doch die Bocksburg wissen? O ja! stammelte Jacob voller Angst, die weiß ich sehr wohl!

Nun fuhren die Männer fort: Auf diesem Schloß wohnte vor alter Zeit ein Ritter, Heinze von Bocksburg war sein Name, er war ein gar böser Mann, raubte und plünderte wo er konnte, dann brachte er die Leute um. Lange trieb er es so, bis endlich unser Herr Gott müde wurde, dem Unfug länger zuzusehen, denn der Graf von Topshausen kam, und belagerte die Bocksburg; als nun Ritter Heinze sahe, daß er sich nicht mehr helfen konnte, und der Graf das Schloß erobern würde, so ermordete er seine Frau und Tochter, vergrub all sein Geld, und ging oben auf einen Saal, und erhenkte sich.

Des andern Tages zog der Graf in das Schloß ein, und fand die Familie des Ritters in ihrem Blute liegen, und ihn selbst an einem Strick hängen; er ließ alle drei begraben, dann zerstörte er die Burg und zog wieder fort.

Nun kommen die drei Geister, alle hundert Jahr einmal, und spucken, ein Vierteljahr lang, auf der ruinirten Burg und im Wald umher. Die Geister der Frau und Tochter jagen den Geist des Ritters; letzterer sieht schrecklich feurig aus; die beiden andern aber sind nur wie ein Nebel; gestern Abend haben wir sie noch gesehen, und sie angeredet; auch sahen wir einen Bären mit glühenden Augen und Flammen im Rachen, der den großen Schatz des Ritters noch immer bewacht.

Jacob. Ach Gott! das ist schrecklich, da wird einem ja angst und bange!

Die Männer zuckten die Achseln und schwiegen eine Weile, endlich fing der Eine an; Freund könnt Ihr auch gewiß schweigen?

Jacob. Ich will Euch einen Eid darauf schwören, daß ich schweigen kann.

Nun gut, fuhren die Männer fort, so wisset denn: wir haben mit den Geistern gesprochen, und vernommen, daß sie nicht eher zur Ruhe kommen können, als bis der Schatz wieder unter Menschen kommt, und Nutzen stiftet; er muß also durch gute brave Leute aus der Erde gebracht werden.

Lieber Gott! sagte der Schulz, das ist ja eine große Pflicht, daß man den armen Geistern hilft, und das Geld könnte auch noch manchem gut thun; aber wißt Ihr Herrn denn nicht, wie viel es ist?

Die Männer. O ja! das wissen wir sehr wohl; es liegen da in dem Gewölbe der alten Burg, das zum Theil noch unversehrt ist, acht Schuh tief in der Erde, zwanzigtausend Ducaten in Gold, und sonst noch viel kostbares Geräthe, Edelgesteine u. dergl.

Jacob staunte gewaltig; endlich fing er an: es wundert mich doch Ihr Männer! daß Ihr das Geld nicht da wegnehmet, ihr könntet es ja selbst brauchen, und viel Gutes damit stiften.

Die Männer. Behüte Gott! guter Freund! die Geisterseher dürfen das Geld selbst nicht behalten, da würden ihnen die Geister die Hälse brechen.

Jacob legte den Finger an die Nase, dachte nach, und sagte: Ja so, das ist etwas anders; das Geistersehen ist also wohl eine gefährliche Sache? — es ward dem guten Manne wunderlich zu Muthe; Gott! dachte er, wenn ich das Geld alles bekommen könnte; — aber wenn es dann die Obrigkeit erführe, so dürfte ich es doch nicht behalten und würde wohl noch gar obendrein gestraft. —

Da die Fremden sein Nachdenken bemerkten, fingen sie an: Guter Freund! wir müssen ver-

muthlich hier wieder weg, denn wir fürchten, es gebe nicht so viel fromme Männer hier im Dorfe, als zur Hebung des Schatzes nöthig sind.

Jacob erschrak und fragte hastig: wie viel fromme Männer sind denn nothwendig?

Antw. Die heilige Zahl sieben.

Nun die wollte ich wohl noch zusammen bringen; freilich wäre unser Pfarrer wohl fromm genug, aber der glaubt an so etwas nicht. Behüte der Himmel! riefen die Männer, kein Geistlicher darf es wissen, sonst ist alles verlohren, denn die Geister können sie durchaus nicht leiden; wenn Ihr aber hier im Dorfe sieben fromme Männer habt, so wollen wir sehen, was wir thun können. Jacob bedachte sich ein wenig, dann nannte er sich, und noch sechs Nachbarn, die er für rechtschaffen hielt. Kurz, die fremden Männer verstanden sich endlich dazu, daß sie den Buchenbergern sieben braven Männern den Schatz heben wollten, und es wurde verabredet, daß der Schulze sie alle zusammen an einen bestimmten Ort im Wald bringen sollte, ohne ihnen das Geheimniß zu entdecken; er schlich also in die bestimmten sechs Häuser, bestellte die Hausväter auf morgen Abend in der Dämmerung in den Wald, und versicherte sie, daß sie da Dinge erfahren würden, wodurch sie auf Lebenslang die glücklichsten Menschen werden könnten; aber sie müßten verschwiegen seyn, und auf verschiedenen

Wegen hingehn, damit niemand etwas merkte, und es im Dorfe kein Aufsehn gebe.

So verwundert die guten Leute über das alles waren, so trauten sie doch ihrem Schulzen und versprachen zu kommen.

Kaum konnte Jacob den nächsten Abend erwarten, und er rechnete schon nach, was er mit seinem Theil von dem Gelde machen wolle: bald dachte er, er wolle sich ein neues Haus bauen, mehrere Güter kaufen, und den Armen viel Gutes erzeigen; bald dachte er wieder an die Obrigkeit, wenn es auskommen könnte, und dann nahm er sich vor, in ein fremdes Land zu ziehen, und da wie ein großer Herr zu leben.

Unter dergleichen Vorstellungen rückte endlich der ersehnte Abend heran, es wurde dämmernd, und die sieben Männer schlichen auf verschiedenen Wegen dem bestimmten Orte zu; es war ein Platz im Walde, der rund um mit dichten Gebüschen umgeben, und ganz düster und unheimlich war; hier fanden sie einen der Geisterseher in langem schwarzem Gewand stehend, mit einer weißen Ruthe in der Hand, auch hatte er ein breites weißes Band über die Schulter hängen, das mit rothen Zeichen aller Art bemalt war. Als sie nun alle da versammelt waren, so befahl ihnen der Fremde sehr ernstlich, stille zu seyn, und nicht nahe zu treten, er machte dann mit der Ruthe einen Kreis um sich her, und wiederholte nun alles, was Jacob schon gehört

hatte. Die Bauern sahen sich an, die Haare standen ihnen zu Berge, indessen wünschte doch jeder die zwanzigtausend Ducaten zu haben, sie fragten nur, ob sie denn nichts zu fürchten hätten, und wurden versichert, daß, wenn sie nicht vorwitzig wären, ihnen kein Haar gekrümmt werden sollte; nun waren alle zufrieden, obgleich ihnen bange genug war, sie rückten ganz dicht zusammen, und der Geisterseher begann: Jetzt will ich den Geist des Ritters beschwören, er muß erscheinen und uns sagen, was bei dem Schatzheben zu thun sey; dann reckte er die Ruthe gegen den Wald aus, und rief mit starker Stimme: Azazel lama parakatschi! auf einmal erschien eine glühende Gestalt im Hintergrund, die Bauern riefen mit Schrecken: Gott bewahre uns doch vor der Hölle! und der Geisterseher fuhr fort: Bist du der Geist des Ritters Heinze? eine hohle Stimme rief aus dem Walde: Ja!

Der Geisterseher. Was müssen wir denn thun, daß du zur Ruhe kommst?

Der Geist. Du und die sieben Männer dort, ihr müßt morgen Abend gegen Mitternacht auf meiner alten Burg erscheinen; die Männer müssen still an der Wand stehn, damit ihnen kein Unglück wiederfahre, dann müssen sie zweihundert Thaler geben, diese mußt du mir zeigen; dann trägst du den feuerspeienden Bären von meinem Schatze weg, und wenn du wieder kommst, so wird der Schatz wie feurige Kohlen in die Höhe

steigen, die mußt du sammeln, und wenn es Tag geworden ist, werden es lauter Ducaten seyn. Die zweihundert Thaler trägst du aber nach Inspruck in Tyrol ins Kloster, so werde ich von meiner Qual erlößt werden. Der Geisterseher schien sehr erschrocken über die Rede, er reckte die Ruthe gegen den Geist aus und sagte: Azazel, die Männer haben kein Geld, das mußt du nicht von ihnen fordern. Aber auf einmal wurde der Geist noch glühender, es flammte und knallte, und er rief mit schrecklicher Stimme: Warum hast du mich dann gerufen? Die Bauern fielen auf ihre Kniee, und beteten, daß sie doch der liebe Gott bewahren wolle. Jacob erhob zuerst seine Stimme: Herr Geisterseher! darf ich reden? O ja! antwortete dieser. Die Männer riefen alle zugleich: die zweihundert Thaler wollen wir ja gerne mitbringen. Jetzt wurde der Geist wieder heller und ruhiger und verschwand endlich.

Der Geisterseher empfahl nun noch den sieben erwählten Männern Verschwiegenheit, und versicherte sie, daß wenn sie binnen sieben Tagen ein Wort von dem was sie gesehn und gehört hätten, ausplauderten, sie gewiß des Todes sterben müßten; dann entließ er sie, und jeder kehrte voll Erwartung der Dinge die da kommen sollten zitternd nach Hause.

Die Bauern hielten Wort; keiner sagte ein Wörtchen von der Sache, und am folgenden

Abend schlichen sie wieder ganz stille nach dem Wald, und dem bewußten Schlosse zu; die zweihundert Thaler hatten sie mitgebracht, und im Innern der Burg trafen alle ihrem Befehl gemäß wieder zusammen. Der Geisterseher erwartete sie hier, und Jacob wagte es, zu fragen, wo denn der andere Herr sey? Der ist verreist, um an einem andern Ort eine arme Seele wegzubannen, welche die Einwohner des Hauses sehr beunruhigt, antwortete der Geisterseher, erzählte ihnen dann allerhand wunderbare Geschichten von Geistern, und was er alles erfahren hatte, und so kam endlich die stille gefürchtete Mitternachtstunde heran; den guten Bauern war es eiskalt in den Gliedern, als der Geisterseher nun mit ihnen in das schreckliche Gewölbe eintrat. Ein gräulicher Bär lag dort in der Ecke; seine Augen leuchteten wie Lichter, und in seinem offenen Rachen brannten blaue Schwefelflammen. Baratara Buhl! Vogel rühr dich nicht! rief ihm der Geisterseher beim Eintritt zu, stellte dann die sieben Männer an die Mauer, und befahl ihnen, nicht von ihrem Platz zu gehen, auch kein Wort miteinander zu sprechen; dann machte er allerlei Ceremonien, und endlich erschien der glühende Geist wieder mitten in den Mauern des Schlosses; der Geisterseher sprach noch erstaunliche Worte mit ihm, dann packte er den Bären auf den Rücken und trug ihn zum Gewölbe hinaus zu dem Geist; kehrte dann zurück, for=

derte die zweihundert Thaler von den Bauern, die sie ihm auch gerne gaben, und sagte ihnen: jetzt will ich gehen, dem Geist das Geld zeigen, und ihn sodann weit wegbannen; in einer Stunde komme ich wieder, dann will ich den Schatz beschwören, so wird er wie feurige Kohlen aus der Erde steigen, und ihr sollt ihn hernach heben.

Die Bauern standen voll Angst an der Mauer; es dauerte eine Stunde, zwei Stunden, es wurde Morgendämmerung, und der Geisterseher kehrte nicht wieder. Der erste Gedanke, der dem Schulzen einfiel, war, ob irgend der Geisterseher vom Geiste umgebracht worden sey? Noch immer standen die sieben Männer an ihrer Stelle, und rührten sich nicht; auch sagten sie nichts, denn es war ihnen ja verboten. Endlich um vier Uhr, da die Sonne aufging, bekamen sie auch wieder Muth, sie sahen sich lange an; endlich fing Jacob an: wo mag doch wohl der Geisterseher bleiben? ich denke, wir wagen es, und gehen einmal hinaus nachzusehen; die Andern folgten ihm gerne, und verließen Einer nach dem Andern ihren schauerlichen Aufenthalt; das Erste, was sie erblickten, war der Bär; er war aus einer schwarzbraunen wollenen Decke gemacht, und mit Moos ausgestopft. Der Rachen war von Eisenblech, und hinten steckten Schwefelhölzchen darin, die noch nicht ganz verbrannt waren, die Augen waren eiserne Röhrchen, in denen auch Schwefelhölzchen angebracht waren.

Ziemlich lange hatte es gedauert, bis die sieben Männer den Muth bekamen diese Untersuchungen anzustellen, jetzt sahen sie sich mit großen Augen an; das war also der große feurige Bär gewesen. Als sie weiter gingen, entdeckten sie auch dort auf dem Rasen etwas Weißes; schon muthiger näherten sie sich hier, und fanden einen weißen Mann von Papier, auf dessen Rücken noch kleine Wachslichter steckten, die auch noch nicht ganz abgebrannt waren. Fluchen, schimpfen, mit den Füßen stampfen, den papiernen Geist in tausend Stücken zerreißen, das war der ganze Erfolg der Geschichte.

Es traf sich aber zu, daß der Oberförster mit zwei Jägerburschen so früh da vorbei ging, und die Geisterseher mit dem Bären und dem Geist antraf; sie wurden gefangen und der Obrigkeit überliefert. Bei der Untersuchung fanden sich so viele Gräuelthaten, die sie begangen hatten, daß sie, nach den damaligen Gesetzen, zum Strang verurtheilt wurden. Jacob wurde hart gestraft, und die zweihundert Thaler den Armen gegeben.

4.

Das Leben der heiligen Thekla.

Eine Legende.

Wir leben in einer so kalten logischrichtigen Vernunftzeit, daß den Menschen nach der Mode alles aneckelt, was nach Glauben, an Wunder, oder an Erscheinungen, nur von ferne schmeckt. Da aber doch die Imagination auch Nahrung haben will, indem ihr, wenigstens im Heiligthum der Religion, die Vernunft keine gestatten will, so sucht sie nun ihre Sättigung in Mährchen, Dichtungen und Gestalten, die dem Herzen, auf das doch am Ende das Meiste, wo nicht Alles ankommt, keine Befriedigung gewähren. Die Geschichte der Heiligen, oder die Legenden der ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung, sind von der Art, daß sie bei allem, in unsern Zeiten Unglaublichen, doch dem Geist eine religiöse Tendenz geben, und zur Andacht und Fortschritt in der Heiligung aufmuntern. Meine Zuhörer werden mir also nicht übel deuten, wenn ich zu Zeiten eine erzähle:

Im

Im 13ten und im Anfang des 14ten Capitels der Apostelgeschichte wird erzählt, wie Paulus und Barnabas um der Lehre Christi willen aus Antiochien in Pisidien vertrieben worden, und daß sie nach Ikonien verreist seyen. Hier schalten nun die Kirchenväter jener Zeiten eine Geschichte ein, die sich damals zugetragen haben soll.

In Ikonien, einer Stadt in Kleinasien, hatte Titus der Schüler des Apostels Paulus eine kleine Christen-Gemeinde gestiftet, in welcher ein ansehnlicher Bürger Namens Onesiphorus der angesehenste war; er, seine Gattin Lektra, und seine Söhne Simmia und Zeng, waren sehr fromme und christliche Leute. Man kann denken, wie wichtig solchen neubekehrten Menschen der Apostel Paulus, dem sie ihre Bekehrung, folglich ihre Seligkeit verdankten, seyn mußte; es ging ihnen also, wie es auch uns, im nämlichen Fall gehen würde, sie hätten auch gern gewußt wie der liebe Mann von Person aussähe. Titus der ihn wohl kannte, beschrieb ihnen seine Person und sagte: Paulus ist klein von Statur, hat einen kahlen Kopf, eine Glatze, krumme Beine, dicke Waden, große Augbraunen, und eine Habichts-Nase, aber aus seinem Angesicht leuchtet Gnade und Wahrheit hervor, und es scheint oft verklärt zu seyn, besonders wenn er von Jesu Christo seinem Erlöser spricht.

Jetzt kam nun die Nachricht, daß Paulus

mit seiner Gesellschaft, welche aus seinem Freund Barnabas, dem Demas und dem Hermogenes einem Schmidt, zween nicht ganz redliche Männer, und vielleicht noch aus einigen andern bestunde, an dem Tage noch nach Ikonien kommen würde. Dies erweckte bei der dortigen Gemeine große Freude; alle versammelten sich in Onesiphorus Haus; dieser aber ging mit seiner Frau und beiden Söhnen auf der Landstraße nach Lystra, woher der Apostel kommen mußte, dem Paulus entgegen; als sie sich begegneten, grüßte ihn Onesiphorus mit den Worten: Sey gegrüßt du Knecht des Hochgelobten! Paulus erkundigte sich wer er wäre? und nachdem er es erfahren hatte, so antwortete er: Gnade sey mit dir und deinem Hause! Dies ärgerte den Demas und den Hermogenes, daher murrten sie und sprachen: Sind wir denn nicht auch Knechte des Hochgebenedeiten, daß du uns nicht grüßest? Onesiphorus antwortete: Ich sehe an euch die Frucht der Gerechtigkeit nicht, seyd ihr aber solche Männer, so kommt auch ihr in mein Haus und ruht aus. Nun gingen alle zusammen, und kehrten bei dem Onesiphorus ein.

Hier hatte sich schon die Gemeine versammlet, und so wie der Apostel hineintrat, fielen alle nieder und beteten, er aber redete sie folgender Gestalt an:

Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Selig sind die das Fleisch unbefleckt bewahren, denn sie werden Gottes Tempel seyn!

Selig sind die sich der Enthaltung befleißigen, denn Gott wird mit ihnen reden!

Selig sind die dieser Welt absagen, denn diese werden Gott sehr angenehm seyn!

Selig sind die Weiber haben, als hätten sie keine, denn sie werden Engel Gottes werden!

Selig sind die vor dem Wort Gottes erzittern, denn sie sollen getröstet werden!

Selig sind die ihre Taufe rein bewahren, denn sie werden erquickt werden, bei dem Vater, dem Sohn, und dem heiligen Geist!

Selig sind, welche die Weisheit Jesu annehmen, denn sie werden Söhne des Höchsten genannt werden!

Selig sind die, welche den Sinn Jesu Christi bewahren, denn sie werden ins Licht versetzt werden!

Selig sind die um der Liebe Christi willen aus der Gleichstellung der Welt ausgehen, denn sie werden die Engel richten, und zur Rechten Christi gestellt werden, und den strengen Tag des Gerichts nicht sehen!

Selig sind die Leiber und Geister der Jungfrauen, denn an ihnen wird Gott Wohlgefallen haben, und der Lohn ihrer Keuschheit wird unverlohren seyn u. s. w.

Gegen dem Haus des Onesiphorus über, wohnte eine vornehme Wittwe, ihr Name war Theoklia, diese hatte eine Tochter Namens Thekla, welche mit Thamyris einem vornehmen jungen Herrn in der Stadt Ikonien verlobt war. Diese Thekla saß eben am Fenster und hörte gegenüber Paulum reden; dies ging ihr durch die Seele, sie war nicht mehr vom Fenster weg zu bringen, damit sie ja kein Wort des Apostels verlieren möchte; er redete von Gott, von der Liebe, vom Glauben, vom Geber u. dgl. Dies Alles ging der Jungfrauen so zu Herzen, daß sie mit unaussprechlicher Freude erfüllt, erweckt, und zu Christo bekehrt wurde, und da sie sahe, daß viele Leute, auch Jungfrauen in des Onesiphorus Haus gingen, so wünschte sie auch dahin zu gehen, um auch den Mann zu sehen und von Person kennen zu lernen, der so schön redete. Das Alles war ihrer Mutter gar nicht recht, und da sie sie nicht vom Fenster wegbringen konnte, so ließ sie den Thamyris ihren Bräutigam rufen. Dieser kam voller Freuden, indem er glaubte, es würde von der Hochzeit die Rede seyn, allein Theoklia beantwortete ihm seine Frage, wo denn seine Thekla sey? mit den Worten: Mein lieber Thamyris, die sitzt nun schon seit drei Tagen am Fenster, und ist nicht von da weg zu bringen: denn da drüben in Onesiphorus Haus ist ein fremder Mann, der verführerische und betrügerische Dinge lehrt, da hört sie nun

Tag und Nacht zu, und vergißt Essen und Trinken; ich begreife nicht, wie ein solches schamhaftes und eingezogenes Mädchen sich gar nicht sagen lassen will; es ist aber deine Thekla nicht allein, die sich so irre führen läßt, ganz Ikonien ist in Bewegung, denn es gehen allerlei Männer und Frauen dahin, und lassen sich von dem Mann unterrichten; er sagt: man müsse nur einen Gott allein fürchten, und ein keusches Leben führen. Wirklich hängt auch jetzt noch meine Tochter im Fenster wie eine Spinnwebe, und ist nicht von da weg zu bringen. Die Reden des Mannes haben sie entsetzlich eingenommen, denn sie giebt gar genau acht auf das was er sagt, und dadurch ist sie eben gefangen worden; gehe du doch einmal zu ihr, lieber Thamyris, und sprich mit ihr, denn sie ist ja deine Braut; er ging hin, umarmte und küßte sie, und sprach: Meine liebe Thekla! warum sitzest du so, als ob du in die Erde sinken wolltest, warum bist du so bestürzt? Kehre dich doch zu mir deinem Bräutigam, schäme dich doch, daß du an dem fremden Manne hängst! Die Mutter machte ihr auch Vorwürfe, sie sagte: warum siehst du so auf die Erde, meine Tochter! und giebst keine Antwort, als ob du deiner Sinnen nicht mehr mächtig wärest; sie weinte, Thamyris auch, und das ganze Haus wurde traurig. Thekla aber kehrte sich an das alles nicht, sie blieb am Fenster und gab nur acht, was drüben vorging, und was da gesprochen wurde.

Thamyris wurde darüber aufgebracht, er lief hinunter auf die Gasse, um zu sehen, wer bei dem Onesiphorus aus und ein ginge; indem er so da stand, kamen eben Demas und Hermogenes heraus, die mit einander in einem scharfen Wortwechsel waren. Thamyris fragte sie: was habt ihr miteinander, ihr Leute? — sagt mirs, und was ist das für ein Mann da in dem Haus? der die Seelen der Jünglinge und Jungfrauen verführt, daß sie sich nicht verheurathen, sondern ledig bleiben sollen? Ich will euch viel Geld geben, wenn ihr mir redlich sagt, was es für eine Bewandniß mit ihm hat, denn ich bin der Vornehmste in der Stadt. Demas und Hermogenes antworteten: Wer er so eigentlich ist, das wissen wir nicht, allein das ist gewiß, daß er den jungen Gesellen ihre verlobte Bräute, und den Jungfrauen ihre versprochene Männer entziehet: denn er sagt: wo ihr nicht keusch bleibt, und euer Fleisch unbefleckt bewahret, so wird die Auferstehung euch nicht zu gut kommen. Thamyris lud die Männer ein, in sein Haus zu kommen, und mit ihm zu essen. Dies thaten sie. Er gab eine kostbare Mahlzeit, und den edelsten Wein zum Besten, und bat sie, ihm zu sagen, was denn der fremde Mann eigentlich für eine Lehre führe, denn er müsse das wissen, er habe seine Thekla von Herzen lieb, und seye sehr bekümmert, daß sie da an dem fremden Mann hinge, er sorge sehr, um seine Braut zu kommen. De-

mas und Hermogenes riethen ihm, er möchte ihn vor den Commendanten kommen lassen, und ihn als einen Volksverführer und Aufwiegler verklagen, der würde ihn nach den kaiserlichen Gesetzen aus dem Weg schaffen, denn diese duldeten die Anhänger Christi nicht; dann würde er seine Braut bekommen, und sie würden ungehindert lehren können, daß die Auferstehung im Kinderzeugen bestehe, und daß man dann auferstehe, wenn man Gott erkannt habe.

Dem Thamyris war das ganz recht; er wurde mit Wuth gegen Paulum und seine Lehre erfüllt, und ging des folgenden Morgens in Begleitung der Obersten, des Kerkermeisters und eines großen Haufen Volks mit Spießen und Stangen in des Onesiphorus Haus, und sagte zum Apostel: Du hast Ikonien verkehrt, und meine Braut Thekla verführt, daß sie mich nun nicht heurathen will; komm! wir wollen zum Commendanten Castellio gehen, dort wollen wir die Sache ausmachen. Nun schrie der ganze Haufe Volks: Schafft den Zauberer fort, denn er hat auch unsere Weiber mit seiner Lehre verwirrt, und das gemeine Volk hängt ihm in großer Menge an; nun führten sie Paulum zum Commendanten, wo ihn Thamyris folgendergestalt verklagte: Mein Herr Präsident! ich weiß zwar nicht, wer der Mensch ist, das aber weiß ich, daß er den Jungfrauen das Heurathen nicht zulassen will, verhöre ihn darüber, warum er solches lehre. Der

Commendant rief Paulum zu sich und sprach: Wer bist du, und was lehrest du? Du hörst, warum man dich verklagt! Paulus antwortete: Der eifrige und gerechte Gott, der keines Dinges bedarf, und der dennoch nach dem Heil der Menschen begierig ist, der hat mich gesandt, daß ich sie von der verderblichen Lust und Unreinigkeit abziehen soll, damit sie nicht weiter sündigen mögen. Eben deswegen hat Gott sein Kind Jesum Christum gesandt, welchen ich verkündige, und von dem ich lehre, daß die Menschen an Ihn glauben und auf Ihn hoffen sollen. Dieser allein hat mit der verführten Welt ein Mitleiden gehabt, damit die Menschen nicht länger unter dem Gericht seyn dürften, sondern den Glauben und die Furcht Gottes, die Erkenntniß dessen, was sich geziemet, und die Liebe der Wahrheit erlangen möchten. Thue ich nun unrecht, mein lieber Herr Commendant! daß ich das lehre, was mir von Gott geoffenbaret worden ist? Der Commendant antwortete darauf nichts, sondern befahl den Apostel in Fessel zu schließen, und ihn im Gefängniß zu bewahren, bis er Zeit bekäme, ihn weiter zu verhören.

Thekla erfuhr, daß man den göttlichen Lehrer, an dem ihre Seele hing, gefangen gesetzt habe. Sie nahm also ihre Ohrgehänge, ging in der folgenden Nacht zum Thürhüter, und gab sie ihm, damit er sie hinausließe, dann brachte sie dem Kerkermeister einen silbernen Spiegel, damit er

ihr erlaubte, den Gefangenen zu besuchen. Nun setzte sie sich zu seinen Füßen, und hörte die großen Thaten Gottes verkündigen: und da Paulus gar keine Furcht für dem Leiden hatte, sondern mit freudiger Zuversicht auf die Hülfe Gottes hoffte, so wurde ihr Glaube so sehr vermehrt und gestärkt, daß sie die Fessel des Apostels küßte.

Es ist natürlich, daß man des andern Morgens bald die Thekla vermißte, sie wurde allenthalben gesucht, und nicht gefunden, endlich erfuhr man von dem Thürhüter, daß er sie hinausgelassen habe, und von der Gefängnißwache, daß sie bei dem fremden Gefangenen seye.

Thamyris und die Hausbedienten der Thekla gingen also hin, und fanden sie zu seinen Füßen sitzen; nun gingen sie wieder heraus, brachten eine Menge Volks zusammen, und zeigten dem Commendanten an, was geschehen sey. Dieser ließ nun Paulum wieder vors Gericht bringen. Thekla aber blieb auf der Stelle sitzen, wo sie bisher gesessen hatte; der Commendant aber befahl, daß man sie auch bringen sollte. Sie ging hüpfend für Freude zum Gericht.

Als nun Paulus vorgeführt wurde, so schrie der Haufe noch mehr als vorher: Weg mit dem Zauberer! der Commendant aber kehrte sich nicht daran, sondern hörte gern was Paulus vom Herrn Christo und seiner Lehre und Thaten erzählte. Und um mit Glimpf und Ehre der Sache ein Ende zu machen, so ließ er die Thekla vor sich

kommen, und fragte sie: Warum willst du denn nach den Gesetzen der Ikonier den Thamyris nicht heurathen? Sie antwortete kein Wort, und sahe nur Paulum mit unverwandten Augen an. Darüber wurde ihre Mutter Theoklia rasend, und rief: Laßt das gottlose Mensch verbrennen! laßt sie, da sie nichts vom Heurathen hören will, mitten auf dem Schauplatz verbrennen, damit alle Weiber, welche durch dieses Menschen Lehre bezaubert worden sind, dadurch abgeschreckt werden mögen, ihren Männern die schuldige Pflicht zu versagen. Der Commendant ließ nun Paulum geiseln, und aus der Stadt jagen; die arme Thekla aber verdammte er zum Feuer, und befahl, daß dieß Urtheil alsofort vollzogen werden sollte; er verfügte sich also auf den Schauplatz und alles Volk lief herzu um das jämmerliche Schauspiel anzusehen. Die fromme Jungfrau sahe sich nach dem Paulus um wie ein Lamm, das sich in der Wüsten verirrt hat, den Wolf kommen sieht, und sich nach dem Hirten sehnt. Da sie nun so unter dem Volk hin und her schaute, so erblickte sie den Herrn, der ihr in der Gestalt Pauli erschien, und sie dachte: der Apostel ist gekommen, um zu sehen, wie du dich im Leiden beträgst; indem sie aber so starr hinschaute, so fuhr die Erscheinung gen Himmel, und verschwand vor ihren Augen. Während der Zeit trugen die Jünglinge und Jungfrauen fleißig Holz und Stroh herzu, und machten den Scheiterhaufen fertig.

Thekla wurde nun nackend herzu geführt, der Commendant erstaunte über ihre Schönheit, er erbarmte sich über sie, und die Thränen flossen ihm die Wangen herab, allein das Urtheil durfte er nicht widerrufen. Nun schrie das Volk: Thekla sollte auf den Scheiterhaufen steigen; sie bezeichnete sich mit dem Kreuz, und stieg hinauf; das Volk zündete den Holzstoß an; so stark aber auch das Feuer brannte, und in die Höhe loderte, so berührte es doch die fromme Jungfrau nicht, zugleich entstunde ein Platzregen, mit einem Erdbeben, das Feuer löschte aus, und die Erde spaltete sich, so daß viele hineinstürzten, und umkamen; Thekla war nun frei, und ging fort um Paulum zu suchen.

Dieser aber hatte sich mit Onesiphorus, dessen Frau und Kindern in einem Grabmal am Wege von Ikonien nach Daphne versteckt, wo sie fasteten und für die Erhaltung der guten Thekla beteten. Endlich aber fingen die Kinder an über Hunger zu klagen; da nun niemand Geld hatte, so zog Paulus seinen Rock aus, gab ihn einem Knaben, und befahl ihm in die Stadt zu gehen, und Brod dafür einzukaufen; der Knabe ging und holte Brod, und etwas Gemüße; als er nun wieder zurück kam, so fand er die Thekla; mit freudigem Erstaunen rief er Thekla: Wo willst du hin? — Ich suche Paulum, ich bin aus dem Feuer erret-tet worden. — Nun so komm, ich will dich zu

ihm führen. Sie ging also mit ihm, und als sie in die Grabes-Höhle kamen, so fanden sie alle auf den Knien liegen und beten. Thekla stellte sich hinter Paulum und sprach: Du Herr unser Herrscher! der du Himmel und Erde gemacht hast, du Vater deines geliebten und heiligen Kindes Jesu! ich danke dir, daß du mich aus dem Feuer errettet hast, damit ich Paulum sehen möge! Freudig dankten nun alle dem Allmächtigen, daß Er seine arme Dienerin so gnädig erhalten hatte; dann setzten sie sich, und hielten ihre sparsame Mahlzeit miteinander, indem sie sich von Christo, seiner Lehre und Thaten recht angenehm und erbaulich unterhielten.

Nun sprach Thekla zu Paulo: Laß dir gefallen, daß ich dir nachfolge, wo du hingehst. — Er antwortete: es sind jetzt gräuliche Zeiten, du aber bist eine schöne Weibsperson, du könntest in noch härtere Versuchungen gerathen, als die vorige. Sie versetzte: Gieb mir nur das Siegel das in Christo ist, so wird mich keine Versuchung berühren. — (Vermuthlich verstund sie die Taufe unter diesem Siegel.) — Habe nur Geduld, du sollt der Gabe Christi theilhaftig werden. — Wenn die Apostel jemand tauften, so bekam er auch den heiligen Geist.

Paulus schickte nun den Onesiphorus mit den Seinigen wieder nach Haus. Er aber

nahm die Thekla zu sich und reiste wieder nach Antiochien in Pisidien. Nun wohnte aber ein sehr reicher und vornehmer Mann in dieser Stadt, der bei der Regierung alles vermochte, er hieß Alexander und war gebürtig aus Syrien. Dieser begegnete dem Paulus und der Thekla auf der Gassen, als sie eben in die Stadt kamen; auf einmal wurde der Mann sterblich in die Thekla verliebt, er bot also dem Apostel Geld und Geschenke an, wenn er ihm die Jungfrau überlassen wollte. Paulus aber sprach zu ihm: Ich habe dieser Person nichts zu befehlen, sie ist nicht mein.

Nun umarmte sie Alexander und küßte sie. Thekla sträubte sich, suchte zu Paulo zu kommen, und schrie jämmerlich: Thue mir als einer Fremden keine Gewalt an, ich bin eine Dienerin Gottes, eine der vornehmsten Jungfrauen in Ikonien und von dort verjagt worden, weil ich den Thamyris nicht heurathen wollte. Als sich aber Alexander nicht daran kehrte, und mit ihr runge, so zerriß sie ihm seine Kleider und riß ihm seine Krone vom Kopf herunter. Hierüber wurde er wüthend, nahm Leute zu sich und führte sie zum Commendanten, und da sie alsbald frei heraus bekannte, daß alles wahr sey, wessen man sie beschuldigte, so machte der Commendant kurzen Prozeß mit ihr, und sprach ihr das Urtheil, daß sie den wilden Thieren vorge-

worfen werden sollte. Dies Urtheil fanden die Weiber in der Stadt entsetzlich hart, man murrte allgemein darüber, allein das kümmerte den stolzen Römer keinen Augenblick, es blieb dabei. Thekla bat nun um die Gnade, daß ihre Keuschheit bis zur Vollziehung des Urtheils geschützt werden möchte. Nun war eine reiche Frau in der Stadt Namens Tryphäna, deren Tochter Falkonilla gestorben war, dieser gab man die Thekla in Verwahrung bis zur Vollziehung des Urtheils; beide lebten so vergnügt miteinander, als es in solchen traurigen Umständen möglich war.

Als nun der Tag kam, daß Thekla von den Thieren zerrissen werden sollte, so wurde sie auf den Kampfplatz geführt, und eine grimmige Löwin auf sie losgelassen, allein das wüthende Thier kam ganz gelassen zu ihr, legte sich nieder, und leckte sanft ihre Füße. Dies machte bei der ganzen Menge des Volks einen tiefen Eindruck, und Jedermann erkannte, daß das Urtheil zu hart und ungerecht seye. Thekla wurde also für diesmal frei, und Tryphäna nahm sie mit Freuden wieder zu sich.

Nun erschien dieser Frauen des Nachts ihre verstorbene Tochter, Falkonilla, und sagte zu ihr: Meine liebe Mutter! die fremde Thekla soll bei dir meine Stelle vertreten, denn durch ihre Fürbitte kann ich in den Ort der Gerechten versetzt

werden. Des Morgens erzählte dies Tryphäna der Thekla, welche alsofort ihren Wunsch erfüllte und für die Verstorbene betete. Die Mutter freute sich darüber, nur trübte der Gedanke ihre Freude, daß Thekla noch immer nicht frei gesprochen war.

Des andern Morgens kam wieder Alexander um die Thekla zum Schauplatz abzuholen, denn er war eigentlich der Mann, der diese schrecklichen unmenschlichen Spiele anzuordnen hatte.

Tryphäna aber ließ sie ihm nicht ausfolgen, denn es kam ihr höchst ungerecht und grausam vor, daß man eine solche unschuldige fromme Jungfrau von wilden Thieren wollte zerreißen lassen, und ob sie gleich eine Heidin war, so betete sie doch zu dem Gott der Thekla, daß Er sie wieder erretten möchte. Alexander mußte also unverrichteter Sachen abziehn, allein das half nicht, denn nun schickte der Commendant Soldaten, die sie mit Gewalt holten; als sie nun wieder auf den Kampfplatz kam, so entstand ein gewaltiges Getümmel unter dem Volk, denn man erkannte allgemein, daß das Urtheil ungerecht und zu hart sey; man hatte sie des Kirchenraubs beschuldigt, aber kein Mensch wußte den wahren Grund von der Sache.

Tryphäna begleitete die Thekla, denn sie sagte: habe ich meine Falkonilla zum Grabe begleitet, so will ich auch meiner Thekla die nämliche Liebe erzeigen, und da sie die Jungfrau

fest in ihren Armen hielt, so mußte man sie los reißen, und nun führte man sie nackend auf den Platz, und ließ Löwen und Bären auf sie los, allein die Löwin, die ihr zum erstenmal die Füße geleckt hatte, kam auch jetzt, stellte sich vor sie, und zerriß den Bären der sie anfallen wollte; hierauf ließ Alexander seinen eigenen Löwen, der gewohnt war Menschenfleisch zu fressen, auf sie los, auch mit diesem kämpfte die Löwin so lang, bis beide Thiere auf dem Platz tod blieben. Jetzt fing alles Volk an zu jammern und zu wehklagen, denn es war nun kein Beschützer mehr da. Thekla stand mit gen Himmel gereckten Händen und betete; als man nun wieder viele wilde Thiere auf einmal los ließ, so rief sie: Wohlan nun ist es Zeit daß ich mich taufe, dann sprung sie in einen Teich, der an den Kampfplatz stieß, und sprach; In deinem Namen, mein Herr Jesus Christus! taufe ich mich an meinem letzten Lebenstag! Die Weiber und das Volk riefen ihr zu, sie sollte doch nicht ins Wasser springen, allein es war geschehen. Doch ertrank sie nicht; es waren aber auch gefährliche Seekälber in dem Teich, deswegen fürchtete das Volk, diese Ungeheuer möchten ihr Schaden zufügen, allein das geschah nicht, denn ein gewaltiger Blitz schlug in das Wasser, so daß die Seekälber todt auf der Oberfläche schwammen, dann senkte sich eine lichte Wolke über die Jungfrau, so, daß man sie nicht sehen konnte, sie ging nun wieder aus dem Teich,

und

und nun wurden wieder viele grimmige Thiere auf sie los gelassen, allein sie waren alle wie schläfrig, denn das Volk warf eine ganze Menge Spezereien und wohlriechende Sachen in den Kampfplatz, von denen die Thiere wie betäubt waren.

Man hätte denken sollen, Alexander hätte nun Spektakels genug gehabt, allein er hatte noch einen höllischen Fund ausgedacht, der ihm gewiß nicht mißlingen sollte: er sprach also mit dem Commendanten, und sagte: ich habe noch zween recht grimmige wilde Ochsen, an diese wollen wir die Thekla anbinden. Der Commendant war des Quälens müde, er seufzte und antwortete: Thue was du willst. Nun bunden sie die Thekla bei den Füßen zwischen die Ochsen, nahmen dann glühende Eisen, womit sie die Ochsen wüthend machten; sie brüllten und sprungen, aber der heiligen Jungfrau geschahe kein Leid; indessen hatten sich die Stricke vom glühenden Eisen entzündet und fielen ab, die Ochsen liefen fort, und Thekla blieb unversehrt.

Jetzt entstand ein großer Lärm und Bewegung unter dem Volk, denn Tryphäna war von alle dem Jammer, der ihr Herz überwältigte, wie todt darnieder gesunken, da sie nun eine sehr vornehme Frau und Verwandtin des Kaisers war, so wurde dem Alexander sehr bang, denn er fühlte nun, wie grausam und ungerecht er mit Thekla verfahren hatte, und fürchtete mit Recht, daß der Kaiser den Tod seiner Base schrecklich ahnden würde.

In voller Angst bat er also den Commendanten, er möchte das Mensch gehen lassen, und weg schicken, denn er fürchte sehr, er und die ganze Stadt könnten durch diese Geschichte sehr unglücklich werden. Dem Commendanten war das ganz recht, er ließ die Thekla kommen, und fragte sie: wer bist du, und was hat es für eine Bewandniß mit dir, daß dich kein Thier anrühren will? — sie antwortete: ich bin eine Dienerin des lebendigen Gottes, und diese Bewandniß hat es mit mir, daß ich an seinen Sohn Jesum Christum glaube, an welchem Gott der Vater ein Wohlgefallen hat, um deswillen hat mich kein Thier angerührt. Denn dieser ist allein der Weg des ewigen Heils, und der Grund des unsterblichen Lebens; eine Zuflucht den Bedrängten, eine Ruhe den Bedrückten, eine Hoffnung und Schutz denen, die keine Hoffnung haben; und damit ich alles zusammen fasse: wer nicht an Ihn glaubt, der wird nicht leben, sondern in die Ewigkeiten sterben.

Nun ließ ihr der Commendant ihre Kleider wiedergeben, die sie anzog, und sprach: Gott der mich bekleidet hat, als ich nackend zwischen den Thieren stand, bekleide dich mit Heil am Tage des Gerichts!

Hierauf erhielt sie ein Dekret vom Commendanten: Theklam die Dienerin Gottes gebe ich euch los. Hierüber entstand ein allgemeiner Jubel, in welchem auch Tryphäna wieder zu sich selbst kam, sie fiel der Thekla um den Hals, herzte und küßte sie. Das Volk aber und besonders die Weiber riefen wie aus einem Munde: der Gott der Thekla ist der einige wahre Gott. Tryphäna aber sprach: Nun glaube ich, daß eine Auferstehung der Todten ist, nun glaube ich, daß meine Tochter lebt; komm her meine Tochter Thekla! in mein Haus, ich will dir all mein Vermögen verschreiben.

Thekla nahm die Einladung an, aber nur einige Tage auszuruhen, die sie dazu anwendete, der Tryphäna und ihrem ganzen Haus das Evangelium zu verkündigen; die edle Frau wurde auch eine wahre Christin, und viele ihrer Mägde und Bedienten wurden bekehrt.

Nun erwachte in der heiligen Jungfrau das Verlangen wieder zu Paulo zu kommen, um sich noch ferner in der Lehre von Christo unterrichten zu lassen; und als sie erfuhr, daß er zu Myra in Lycien wäre, so machte sie ihr Oberkleid so zurecht, daß es wie ein Mannskleid aussahe, gürtete sich, und machte sich nun auf den Weg. Als sie nach Myra kam, so redete eben Paulus zum Volk, sie stellte sich in der Versammlung ihm gerade gegenüber. Paulus

und seine Begleiter erschracken als sie sie sahen, denn er fürchtete wieder eine neue Versuchung. Thekla merkte das, und sprach: Paulus! ich habe die Taufe empfangen, derjenige der bei dir kräftig gewesen ist in der Verkündigung des Evangelii, der hat auch in mir kräftig gewirkt zu meiner Abwaschung. Nun führte sie der Apostel in das Haus eines gewissen Hermes, wo sie ihm ihre ganze Geschichte erzählte. Paulus und seine Begleiter freuten sich sehr, sie verwunderten sich, lobten und preisten Gott. Nun sprach Thekla weiter: ich will wieder nach Ikonien in meine Vaterstadt gehen; der Apostel billigte das, und sagte: gehe hin und lehre das Wort Gottes! nun nahm sie Abschied, und reiste nach Ikonien, wo sie ihre Mutter noch am Leben fand, Thamyris aber war gestorben. Als sie in ihr elterliches Haus kam, so betete sie: Herr du Gott dieses Hauses, da mich dein Licht erleuchtet hat! Jesus du Sohn des lebendigen Gottes, der du mein Helfer gewesen bist im Feuer, mein Helfer unter den wilden Thieren, du bist allein Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Nun wendete sie sich zu ihrer Mutter Theoklia, allein sie konnte nichts bei ihr ausrichten, alles Zureden war vergeblich. Daher ging sie wieder aus der Stadt, und zu dem Grabmal wo sie ehmals Paulum gefunden hatte; hier weinte, flehte,

und betete sie, daß ihr doch der liebe Gott den Weg zeigen möchte, den sie gehen sollte; als sie wieder heraus ging, so sahe sie vor sich eine lichte Wolke, und sie bekam die Ueberzeugung, daß sie dieser Wolke folgen müßte; mit dieser Begleitung kam sie in die große und berühmte Stadt Seleucia, da sie aber sahe, und sich auch erinnerte, wie groß und abscheulich da der Götzen-Dienst sey, so ging sie wieder heraus, und die Wolke führte sie auf den Berg Kalamon, wo sie eine Höhle fand, in welcher sie einkehrte. Hier lebte sie nun viele Jahre, und erduldete viele und schwere Versuchungen.

Bei aller ihrer Einsamkeit, und Eingezogenheit, wurde doch ihr Daseyn und ihr Aufenthalt bekannt. Die Neugierde zog viele Weiber dahin, dene sie dann das Evangelium verkündigte, wodurch viele erweckt und bekehrt wurden; Verschiedenen entschlossen sich auch zu einem solchen einsamen Leben und leisteten ihr Gesellschaft. Ihre hohe Tugend und Heiligkeit machte in der ganzen Gegend großes Aufsehen, und da sie besonders die Gabe hatte, Kranke durch Handauflegen und Beten gesund zu machen, so brachte man täglich aus der Nähe und Ferne Kranke zu ihr, die sie gesund betete. Hier verbrachte sie ihre Lebenszeit in einem heiligen Wandel, Ausbreitung des Evangelii, und unaufhörliger Wohlthätigkeit.

Daß ihr die Aerzte nicht hold waren, das läßt sich leicht denken, und dieses Hasses bediente sich

endlich der Feind des menschlichen Geschlechts, um sie zu Fall zu bringen. Denn als eines Tages die Aerzte versammelt waren, so geriethen sie anf den Einfall, die Thekla müsse eine geweihte Jungfrau der großen Göttin Diana seyn, durch deren Kraft sie solche Wundercuren verrichtete; es käme also nur darauf an, sie dieser Eigenschaft und dieses Vorzugs zu berauben, so würde sie keine Kranke mehr gesund machen können; diesen abscheulichen Anschlag beschlossen sie auszuführen, sie bestellten also verschiedene grobe heillose Buben, die sie trunken machten, und ihnen viel Geld versprachen, die stürmten nun auf den Berg, und polterten an der Thür der Höhle, Thekla machte die Thür auf, und sagte: was wollt ihr Kinder? sie aber stürmten auf sie los, und suchten sie zu überwältigen; nun sprach sie: ich bin ein elendes altes Weib, aber auch eine Dienerin Jesu Christi, wartet liebe Kinder! damit ihr die Herrlichkeit Gottes sehen möget; dann betete sie inbrünstig um Rettung, und nun kam eine Stimme vom Himmel: Fürchte dich nicht Thekla! du meine treue Dienerin! ich bin bei dir, siehe was sich vor dir öffnet, da soll deine Wohnung seyn, und da sollst du in Gnaden heimgesucht werden. Thekla sahe eine Oeffnung im Felsen, da flohe sie hinein, und hinter ihr schloß sich die Oeffnung zu. Sie war neunzig Jahr alt, als sie so heimgeholt wurde. Ihr Andenken war in den ersten Jahrhunderten heilig, und noch immer wird in der katholischen Kirche am 23sten September dies Andenken erneuert.

5.

Sulamith.

Eine orientalische Erzählung.

Aboni der arme Hirte, saß am rauschenden Felsenbach; sein Horn, womit er die zerstreute Heerde zusammenrief, hing am dürren Ast, und seine arme Hirtentasche ruhte neben ihm; sie enthielt wenige genießbare Wurzeln, kaum hinreichend den schwarzen Hunger zu stillen. Barfuß in einem alten zerlumpten Kittel, der eben seine Blöße bedeckte, saß er da, und flochte einen Korb von Trauerweiden, die er mit Mühe zusammengesucht hatte, und mit heißen Thränen benetzte. Er suchte sich durch diese Arbeit nach und nach ein Kleid zu verdienen, um sich gegen Regen und Frost schützen zu können; aber selten gelang ihm seine Bemühung: er brachte nie etwas ganz Brauchbares heraus; dies bekümmerte ihn dergestalt, daß er darüber seine natürliche Schönheit verlor, und es hatte das Ansehn, daß er mit der Zeit die Auszehrung bekommen, und sterben würde. Tief aus der Seele

stiegen ihm heiße Seufzer empor, die sich in dem lauten Jammergeschrei auflösten: O du Gott der Götter! hast du vergessen barmherzig zu seyn, und hörest du das Geschrei der Elenden nicht mehr? — ich armer Waise habe keinen Vater als dich, und es scheint, als wenn auch du mich vergessen hättest. Erbarme dich über mich! —

In dem Augenblick trat ein Mann im Reisekleid vor ihn hin; er schien ein Jüngling zu seyn, sein Angesicht war verhüllt, und ein himmelblauer Mantel hing auf seinen Schultern; er hieß Hieron. Schweigend sah Hieron den Hirten an, endlich sagte er mit gemäßigter Stimme: armer Jüngling! — warum weilst du in dieser heulenden Einöde, wo du dem Hunger, den wilden Thieren, und der ganzen Härte der rohen Natur ausgesetzt bist?

Aboni sahe ihn mit Befremden an, und antwortete: Würdiger Fremdling! sage mir wo soll ich hin? — ich weiß ja keinen Ort der Welt wo ich zu Haus bin, und wo ich Freunde hätte, die mich aus meiner Noth retten könnten. — Weist du Rath und Hülfe für mich, o so erbarme dich meiner und hilf mir!

Hieron. Hast du nie etwas von dem Königreiche Aetherion gehört, und weist du nicht, daß Alle, deren Eltern hierher verwiesen worden, weil sie schwere Verbrecher waren, begnadigt sind, und wieder in ihr Vaterland zurückkehren können?

Aboni. Ach ja, das weis ich sehr wohl, es ist mir von Jugend auf viel davon erzählt worden.

Hieron. Warum hast du dich denn nicht schon längst auf den Weg gemacht?

Aboni. Weil er so beschwerlich und gefährlich ist; und denn hat man mir auch gesagt, man wisse noch nicht gewiß, ob auch das alles wahr sey, was von dem Land Aetherion in den Büchern stehe.

Hieron. Nun so will ich dir denn sagen, daß ich ein Bürger des Königreichs Aetherion bin, und daß die Bücher noch lange nicht so viel Schönes von diesem Land sagen als du wirklich daselbst finden wirst, wenn du dir anders die Mühe geben willst, dahin zu reisen.

Aboni. Aber werde ich armer, zerlumpter Bettler auch dort aufgenommen werden?

Hieron. Das kommt blos auf dein Betragen auf der Reise an.

Aboni. Wie muß ich mich denn betragen?

Hieron. Du mußt dich durch keine Lockung, sie mag auch noch so viele Glückseligkeiten versprechen, von deiner Reise, und von deinem Wege abwendig machen lassen; du darfst keine Gefahr scheuen, sondern du mußt sie muthig bekämpfen; und dann darfst du auch nirgend verweilen, sondern du mußt immer fort eilen; wirst du in dem Allem treu seyn, so wirst du so glücklich werden, daß du keinen König auf der ganzen Erde zu beneiden Ursach hast.

Aboni. Ist das aber auch alles wahr, was du mir da sagst?

Hieron. Ich will dich begleiten, und wie du auf dem Wege fortrückest, so wirst du von dieser Wahrheit immer mehr überzeugt werden. Ich heiße Hieron, und bin ein Diener des Königs von Aetherion. Ich hörte dein klägliches Seufzen; dies bewog mich, dich anzureden, und dir mit Rath und That beizustehn.

Aboni. Ach, ich danke dir! Ja ich will in Gottes Namen die Reise antreten — aber wo nehme ich Kleider und Schuhe her?

Hieron. Komm mit mir, so wie du da stehst; wenn du mir in allem treulich folgst, so werde ich auch für alles sorgen, was du bedarfst.

Aboni. Siehe, hie bin ich! ich folge dir wohin du mich führen wirst.

Hieron. Lieber Aboni! du ahnest dein Glück nicht, das auf dich wartet, wenn du Wort hältst; aber sey treu und standhaft. Jetzt folge mir auf dem Fuße nach; wir müssen dort die Felsenkluft hinan klimmen.

Aboni. Aber wer hütet nun meine Ziegen?

Hieron. Die werden ihren Hirten finden, folge du mir nach!

Hieron faßte seinen Stab mit starker Hand und schritt vorwärts, Aboni folgte ihm mit seinem Hirtenstock nach. Die Felsenkluft war eng, steil und schauerlich; dazu ging Aboni barfuß

auf den schroffen Felsen und zerbröckelten Steinen, so daß seine Füße bald blutig wurden; er ermüdete endlich und rief: O Hieron! ich kann nicht mehr! Hieron sahe ihn durchdringend an, und sprach: Aboni, das sind Kleinigkeiten; fasse Muth, bald sind wir droben; wer wird denn so bald an Kraft ermatten, und an Unterstützung verzweifeln? Aboni stieg immer hinter seinem Begleiter her, die Kluft war so eng und tief, daß man kaum erkennen konnte, wohin man den Fuß setzte; Aboni weinte und seufzte immer hinter seinem Führer her, aber er stieg fort, ohngeachtet seine Füße bluteten und sehr schmerzten.

An einem sehr steilen und mühseligen Platz, schlupfte seitwärts eine schreckliche Schlange aus einem Loch hervor; Aboni prallte vor Schrecken zurück, Hieron aber schlug sie mit dem Stab auf den Kopf, daß sie wieder zurück fuhr, jetzt stutzte Aboni und sagte: wie kann ich in diesem fürchterlichen Wege weiter gehn? — Du mußt! sagte Hieron sehr ernst und feierlich, und drohte ihm mit dem Stab. Aboni seufzte tief und folgte. Bald kam eine schöne weibliche Figur von der Seite her geschlichen, sie lispelte Aboni ins Ohr: laß dich den strengen Mann nicht irre führen, komm mit mir, ich will dich glücklich machen! Aboni wankte, — indem aber bemerkte er, daß dieses schöne Weib von hinten her eine Schlange war, er eilte also vorwärts, klammerte sich fest an Hieron an, und ließ sich von ihm fortschlep-

pen. Hieron faßte ihn am Arm, und trug ihn fast, bis sie endlich auf eine Ebene kamen, die mit einem schönen grünen Rasen überwachsen war, auf welchem der arme Aboni mit seinen wunden Füßen erquickend fortwandelte, und sich nun freute, daß dieser böse Weg schon zurückgelegt war. Bald kamen sie an eine von außen unansehnliche, aber ziemlich große Wohnung. Hier müssen wir einkehren, sagte Hieron. Du bedarfst der Reinigung und der Heilung deiner Füße, auch sonst noch eins und anderes; folge mir nach!

Hieron zog eine Schelle an der Thür, bald wurde sie aufgemacht; nun kam ein starker Mann mit einem ernsthaften Gesicht zum Vorschein; dieser zog den armen Aboni ganz aus, nahm dann einen Schwamm, tunkte ihn in ein scharfes Seifenwasser, und rieb ihn damit über den ganzen Leib, wodurch er vollkommen rein wurde; dann verband er ihm auch seine Füße mit einem Balsam, der in den Wunden zwar heftig schmerzte, aber sehr heilsam war; hierauf gab er ihm Brod und Wein zur Stärkung, und brachte ihn dann in ein Bett zur Ruhe.

Des folgenden Morgens stand Aboni gesund und gestärkt auf, aber nun fehlte es an Kleidern — bald kam der ernsthafte starke Mann, und brachte ihm eine ganze Kleidung von Haupt bis zu Fuß, die er nun mit großer Freude anzog, wobei er aber die drohende Erinnerung bekam, wenn er sie beschmutzte, oder zerriß, oder gar ablegte, so

würde er bei seiner Ankunft im Lande Aetherion schrecklich gestraft werden; dies sey die Uniform des Königs, in der man allenthalben in seinem Reich erscheinen müsse.

Jetzt fing Aboni an Muth zu fassen; bis dahin hatte er noch immer einen geheimen Zweifel gehabt, ob es auch mit dem Lande Aetherion seine Richtigkeit habe? Dieser Glaube wurde aber nun vollends dadurch gestärkt, daß ihn Hieron in Begleitung des ernsten Mannes, welcher der Hauswirth war, in ein schönes Zimmer führte, und ihm da durch ein Fenster die Aussicht gegen Morgen zeigte, welche unaussprechlich groß und schön war: denn das Haus lag auf einem sehr hohen Berge; nun zeigte man ihm auch durch ein Fernrohr im weitesten Horizont gegen Osten, die Gebirge Aetherions; ihn däuchte, er könne die Schönheit des Landes, auch prächtige Städte und Schlösser erkennen. Jetzt jubelte er in hoher Freude, und sagte: mit festem Muth will ich dahin reisen, und keine Gefahr fürchten. Freund Hieron! du wirst mich begleiten, und mir beistehen. Aber werde ich auch dort als Bürger aufgenommen werden, und meinen Unterhalt finden?

Hieron. Du mußt dem König ein Geschenk von kostbaren Juwelen bringen; je größer und schöner dies Geschenk ist, desto größer und schöner werden auch die Güter, und desto größer wird auch die Ehre seyn, die man dir dort erzeigen wird.

Aboni rang die Hände, weinte laut, und ant-

wortete: wie kann ich ärmster aller Armen ein solches Geschenk bringen; ich besitze ja keinen Heller — ich konnte mir ja nicht einmal ein paar Schuhe, geschweige eine Kleidung anschaffen.

Hieron. Darüber beruhige dich! ich will dich unterrichten, wie du dazu gelangen kannst: so oft du auf deiner Reise eine schöne gute Handlung ausübst, so oft gebe ich dir einen Stein, dessen Werth sich verhält, wie der Werth deiner That, aber so oft du auch einen Fehler machst, mußt du mir einen Stein wieder zurückgeben. Durch diese Uebung wirst du immer mehr an Tugend und Rechtschaffenheit zunehmen, und also der Bürgerschaft Aetherions würdig werden.

Aboni freute sich hoch, und versetzte: ich will mein Bestes thun, und alle meine Kräfte anwenden; aber lieber Freund! du mußt mich auch in Allem unterrichten!

Hieron. Daran soll es nicht fehlen, sey nur vorsichtig! der Weg ist schmal, und an vielen Orten sehr gefährlich, aber nur für den, der sich gern umsieht, neugierig ist, und alles besehen und erforschen will; für den der immer vor die Füße sieht, und genau den Fußtritten seines Führers folgt, ist auf dem ganzen Wege nichts zu fürchten.

Aboni. Ich will das alles getreulich beobachten, und dir auf der Ferse nachfolgen, führe du mich nur.

Jetzt brachte nun der Hauswirth einen Schild, ein Schwerdt, und einen Helm; den Helm setzte

Hieron dem Aboni auf den Kopf, und schnallte ihn unter dem Kinn fest, das Schwerdt gürtete er ihm an die Seite, und den Schild gab er ihm an den linken Arm; dann empfing er auch noch einen starken und langen Reisestab, unten mit einer Spitze versehen, womit man sich über Spalten in Felsen, oder Eis, auch über Wassergraben hinschwingen konnte. Hieron nahm über das alles noch einen starken Bogen, einen großen Köcher voller Pfeile, und etwas Nahrung, nebst Arzneimitteln mit, um sich deren im Nothfall bedienen zu können.

Nachdem sich beide so ausgerüstet hatten, so traten sie ihre Reise an, wozu ihnen der Hauswirth vielen Segen wünschte. Anfänglich führte der Weg eine abhängige Wiese hinab, dann aber wurde er sehr schmal und so steil abwärts, daß Aboni vor Angst zitterte und bebte. Freilich sah er immer starr vor seine Füße, und hielt sich genau an die Fußstapfen seines Führers, aber er konnte sich doch nicht enthalten, oft seitwärts zu schielen, und wenn er dann die Abgründe entdeckte, an deren Rand er hinwankte, so überfiel ihn Zittern und Beben, und dann strengte er sich an, nichts zu sehen als die Fußtritte seines Führers. Ach Hieron! fing er endlich an, ich ermatte, ich wanke und kann keinen sicheren Tritt mehr thun! — Hieron gab ihm eine Herzstärkung aus seiner Flasche, redete ihm freundlich zu, und sagte: Sey getrost, lieber Aboni! bald sind wir unten.

und dann wirds besser. Es währte auch wirklich nicht lange, so wurde der Weg bequemer, und sie gelangten in ein schönes Wiesenthal, das sich weithin erstreckte, und an welchem die gebahnte ebene Straße hinlief.

Hier war es dem guten Aboni wohl, aber nun fing der Helm an, seinen Kopf zu drücken, um ihn also ein wenig zu lüften schnallte er ihn unter dem Hals los. Indem bemerkte er einen großen Adler der nahe über ihm hin und her flog, und ehe er sichs versahe, faßte der Adler den Helm mit seinen Klauen, und flog damit in die Luft. Flugs nahm Hieron den Bogen, legte den Pfeil an, und schoß den Adler, daß er den Helm fallen ließ, und dann sterbend herunter flatterte. Aboni lief schnell hin, holte den Helm, setzte ihn auf und schnallte ihn fest.

Hieron. Siehst du nun, wie vorsichtig man auf diesem Wege seyn muß?

Aboni. Der Helm drückte mich so sehr an den Kopf, daher wollte ich ihn etwas lüften, ich werde mich aber nun besser in Acht nehmen.

Gegen Mittag fing die Hitze an sehr lästig zu werden, daher kehrten unsre Reisende in einem einsamen, schönen Haus ein, das mehr einem Schloß als einem Gasthof ähnlich war. Hier wurden sie freundlich aufgenommen, sie fanden da eine glückliche Familie, die sich von ihren Gütern nährte, und gegen allen Vorbeireisende sehr gastfrei und wohlthätig war. Unsern beiden Reisenden wurde

ein heiteres Zimmer angewiesen, aus welchem sie eine angenehme Aussicht über das Thal hin hatten, dahin brachte man ihnen auch ein wohlzubereitetes Mittagsmahl, und einen kühlen erquickenden Trank. Indem nun beide vergnügt auf einer Ruhebank beisammen saßen, und sich mit Speise und Trank erquickten, so zog Hieron einen großen ledernen Beutel hervor, gab ihn Aboni, und sagte: den schnalle an deinen Gürtel fest, damit du ihn nie verlierst, und nun gebe ich dir hier drei Steine, die ich dir, für dein behutsames Herabsteigen vom Berge, zugedacht habe; da du aber mit deinem Helm eine Unvorsichtigkeit begingst, so nehme ich einen wieder zurück, die übrigen zween aber verwahre nun sorgfältig in deinem Beutel. Aboni besahe die Steine, sie schienen ihm so schlecht, und von geringem Werth zu seyn, er sagte daher: Ach wie werde ich mit solchen Geschenken bestehen können? Hieron antwortete: der Werth der Steine, die ich dir gebe, verhält sich genau wie der Werth deiner Handlungen, die du ausübst; indessen sieht der König nicht so sehr auf den Werth des Geschenks als auf die Gesinnung des Herzens, mit der es gegeben wird; verwahre du sie wohl, und für das Uebrige laß mich dann sorgen. Aboni fuhr fort: ich sahe diesen Morgen in dem schönen Zimmer eine Krone, daran waren viele Steine, die in allen Farben herrlich strahlten; nun sagte man mir, diese Steine seyen solche Juwelen, wie man sie dem König zum Geschenk bringen müsse. Ver-

zeihe mir Lieber! die Steine, die du mir gegeben hast, sehen schmutzig dunkel aus, sie strahlen gar nicht. Hieron lächelte, und versetzte: bekümmere du dich darum gar nicht; es ist dem König nicht um deine Geschenke zu thun, denn er ist überschwenglich reich, sondern er will nur daran erkennen, inwiefern man seiner Gnade sich würdig gemacht habe, um darnach auch die Aufnahme, und Anstellung in seinem Reich bestimmen zu können. Sey du nur aufmerksam auf deine Reise und auf deinen Weg, damit du nicht strauchelst und kein Unglück bekommst, für die Juwelen laß mich dann sorgen. Aboni gab sich zufrieden, und als nun der Tag anfing kühler zu werden, so machten sie sich wieder auf den Weg.

Nach und nach wurde das Thal enger, und verlohr sich in einem dunkeln Wald, wo der Weg kaum gebahnt, und also übel zu finden war, zudem ging nun die Sonne unter, und es fing an immer finsterer zu werden, so daß man endlich keine Hand mehr vor den Augen sehen konnte. Aboni wurde zaghaft, und sagte: ach Hieron, wie komme ich hier fort, ich kann dich ja nicht mehr sehen, geschweige den Weg! Hieron lispelte ihm zu: sey muthig und getrost, aber rede ja nicht laut, denn es sind viele Räuber in diesem Wald, auch fehlt es an wilden reißenden Thieren nicht; indessen hast du aber nichts zu fürchten, wenn du nur im Weg bleibst, und mir auf der Ferse folgest; dann nimm auch dein

Schwerdt in die Hand! Kaum waren sie noch einige Schritte weiter gegangen, so sahen sie seitwärts nicht weit vom Wege einige Kerls um ein Feuer sitzen; diese, als sie das stille Fortwandeln unserer Reisenden vernahmen, fuhren schnell auf, und liefen auf sie zu. Leise sagte Hieron zu Aboni: stehe nur fest, bleib auf dem Weg, halte den Schild vor, damit dich kein Pfeil trifft, und schwinge dann dein Schwerdt mit starker Hand hinter dir hin und her; beleidige nicht, sondern vertheidige dich nur, für das Uebrige laß mich sorgen. Während Hieron das sagte, hatte er auch schon seinen Bogen ein paar mal gespannt, und ein paar Pfeile unter den Haufen los gedrückt; diese muthige Gegenwehr machte die Räuber stutzig, sie wichen zurück und setzten sich wieder zu ihrem Feuer; unsere Reisende aber verfolgten ihren Weg.

Nach einigen Minuten Gehens hörten sie seitwärts in der stockfinstern Nacht ein leises klägliches Winseln, es war der Ton eines weiblichen Wesens, das schwer leidet. Aboni bemerkte das, ach Hieron, sagte er: darf ich nicht zusehn, wer da leidet, vielleicht könnte ich der leidenden Person helfen?

Hieron. Dein Vorsatz ist sehr löblich, aber du darfst keinen Schritt vom Weg thun.

Aboni. Verzeih lieber Freund! ich meine aber doch, der Weg einen Unglücklichen zu retten,

sey niemals um, und der Weg, der bei ihm vorüber geht, sey niemals der rechte.

Hieron. Freund Aboni, diese Antwort habe ich von dir nicht erwartet. Du fängst deine Reise gut an; jetzt aber folge mir. Das was du da hörst, ist die lockende Stimme eines fürchterlichen Ungeheuers, das dich verschlingen würde, wenn du dich ihm nahtest.

Aboni. Das ist erschrecklich! wie leicht kann aber da ein unwissender Reisender unglücklich werden.

Hieron. Darum muß auch jeder, der diese Reise mit Glück machen will, einen sichern Führer haben.

Aboni. Kann denn das Ungeheuer nicht kommen und uns anfallen?

Hieron. Nein! nicht fern von uns ist eine starke Verzäunung von Pallisaden.

Ungeachtet der stockdicken Finsterniß, setzten sie doch ihren Weg ziemlich schleunig fort; es währte aber nicht lange, so fühlte sich Aboni von hinten her mit starkem Arm umschlungen, und nun wurde er auch gewahr, daß jemand den Schild von seinem linken Arm zu winden suchte, da er aber seinen rechten Arm, mit dem er das Schwerdt trug, frei hatte, so setzte er seinen Reisestab mit dem starken Stachel in den Boden, und faßte ihn fest mit der linken Hand; dann schwang er sich rechts um, indem er mit dem Schwerdt einen Hieb führte; dadurch rang er sich nicht al-

lein los, sondern er entfernte auch seinen Feind, der ihn verließ und ächzte.

Hieron. Du hast dich brav gehalten, lieber Aboni!

Aboni. Ich wüßte doch eben nicht, daß ich da etwas Sonderliches gethan hätte.

Hieron. Desto besser; aber gieb wohl acht, ich sehe da etwas kommen, das uns zu schaffen machen wird.

Aboni. Ja wenn ich nur sehn könnte! mein Muth wächst zusehends.

Indem sie so sprachen, trabte ein grimmiger Löwe auf der rechten Seite herzu, er brüllte fürchterlich, und richtete sich auf um den Hieron mit seinen ausgebreiteten Vorderklauen zu fassen. Hieron schritt etwas zurück, Aboni zückte sein Schwerdt, und hieb dem Löwen mit einem gewaltigen Streich die beiden Vordertazzen ab. Die Bestie sank nieder, und die Reisenden gingen weiter.

Hieron. Aber sage mir doch, Aboni, du bist ein gewaltiger Mensch, das hätte ich hinter dem armen Hirtenjungen nicht gesucht, wie kommst du zu der Tapferkeit?

Aboni. Lieber Freund! ich wundre mich über deine Frage: ein Hirte, der in der Wüsten hütet, hat mit Räubern und wilden Thieren gar oft zu thun, dergleichen Vorfälle sind mir nicht fremd.

Aber ich bin so müde und schläfrig; diesen Feind fürchte ich mehr, als alle Räuber und Ungeheuer.

Hieron. Halte dich nur eine kleine Zeit munter, so sind wir in der Herberge. Aber schließe ja die Augen nicht.

Nach und nach überfiel aber doch eine gewisse schläfrige Ermattung den guten Aboni dergestalt, daß er anfing, in die Knie zu sinken, und zu straucheln. Hieron bemerkte dies, er suchte ihn also zu ermuntern, faßte ihn unter dem Arm, und unterstützte ihn. Auf einmal bekam Aboni einen schrecklichen Schlag über den Kopf, daß er taumelte, indessen schützte ihn der Helm, daß ihm kein Schaden zugefügt werden konnte. Ueber dem Schlag verging ihm aller Schlaf; auf dem Fuß drehte er sich um, und führte einen so gewaltigen Hieb vorwärts, daß der Feind entfloh.

Aboni. Das vertreibt einem den Schlaf.

Hieron. Siehst du, wie nöthig einem auf dieser Reise gute Waffen sind! — Besonders ist dein Schwerdt vortrefflich; aber ich muß dir auch zu deiner Beruhigung sagen, daß du gut damit umzugehen weißt, fahre nur so fort!

Nun währte es etwa noch eine Viertelstunde, bis sie an eine hohe Mauer kamen, in welcher ein verschlossenes Thor war; hier zog Hieron eine Glocke, bald fragte inwärts einer; wer seyd ihr? — Hieron antwortete: Nach Aetherion Reisende! — Jetzt ward die Pforte geöffnet, man ließ sie hinein, und schloß dann wieder zu. Der

Pförtner war ein gar sanfter und freundlicher Mann, er führte die beiden Pilger in einen Saal; wo der Herr des Hauses mit seiner Familie saß; sie hatten eben zu Nacht gegessen, und waren im Begriff schlafen zu gehen, denn es war fast elf Uhr, jetzt aber blieben sie den Reisenden zu Gefallen noch auf, und unterhielten sie auf eine liebliche Weise. Zugleich wurden delicate Speisen und Getränke aufgetragen, an denen sich Hieron und Aboni recht labten.

Nun erkundigte sich der Hausvater, ob ihnen im Walde keine Gefahren aufgestoßen seyen? — Hieron erzählte alles, und vergaß nicht das Lob seines Reisegefährten zu verkündigen, dies verbat sich aber Aboni, indem er sagte: Lieber Freund! das sage ich dir ein für allemal, erzähle durchaus nichts von mir, das sind ja lauter Kleinigkeiten. Wenn sich meine Geschenke verhalten sollen, wie der Werth meiner Handlungen, so werde ich übel aufgenommen werden, aber ich rechne auf die Gnade des Königs; wenn du ihm sagst, daß ich immer gethan hätte was ich konnte, so wird er ja barmherzig seyn, und mir irgendwo ein Plätzchen anweisen, wenn es auch gering ist.

Hieron redete ihm freundlich zu, tröstete ihn, und versprach für ihn zu sorgen, hierauf gingen sie alle beide zur Ruhe.

Als sie des Morgens sanft geschlafen und ausgeruht hatten, so standen sie auf, zogen sich an, und genossen das Frühstück. Jetzt zog Hieron

sieben schwere Steine hervor, und sagte: Aboni, nimm diese Steine und verwahre sie wohl, sie sind dir Zeugen deines Wohlverhaltens am gestrigen Tage. Aboni nahm sie traurig an, und erwiederte: Ach wie schmutzig und dunkel sehen sie aus! — aber ich weiß auch sehr wohl, daß ich keine bessere verdiene. Hieron antwortete: sey ruhig und erfülle nur immer deine Pflicht, für das Uebrige laß mich sorgen.

Nun nahmen beide Reisende Abschied von den freundlichen Leuten, und begaben sich wieder auf den Weg; die Witterung war sehr schön, der Weg bequem, und allmählig aufwärts führend. Jetzt freute sich Aboni hoch, daß er auf der Reise war; beide Pilger unterredeten sich lieblich, Hand in Hand, miteinander; indessen führte der Weg immer gemächlich aufwärts, bis sie endlich auf eine sehr erhabene Höhe gelangten, von welcher man Aussichten genoß, die über alle Vorstellung gingen. Jetzt nimm dich in acht! fing Hieron bedeutend an; denn eben dieser schöne Weg ist gerade einer der gefährlichsten; du darfst wohl Blicke in die weite schöne Natur thun, aber du mußt ja nicht vergessen, immer vor die Füße zu sehen, und keinen Schritt still stehn. Dort in der Ferne vor uns siehst du die Gebirge des Landes Aetherion, weide deine Augen oft an diesem herrlichen Anblick, aber auch nur Augenblicke lang, damit du nicht vergessest, vor deine Füße zu sehen,

und hüte dich, daß du keinen Schritt lang still stehest.

Aboni. Ich begreife doch nicht, wie hier Gefahr seyn kann! — unterrichte mich doch, lieber Freund! worinnen sie bestehe, damit ich mich desto besser in acht nehmen könne.

Hieron. Du hast wohl mit einem Blick die schöne Burg da oben vor uns hier auf dem Hügel gesehn? aber sieh ja nicht wieder dahin!

Aboni. Ja ich sah sie und wollte dich eben fragen, wer da wohne?

Hieron. Ich will dir die ganze Beschaffenheit erzählen: auf dieser Burg wohnt ein sehr reicher und mächtiger Edelmann, der ein Todfeind unseres Königs ist, und daher alle, die nach Aetherion reisen, mit List zu fangen, und dann zu seinen Sklaven zu machen sucht. Da er nun aber keine Gewalt brauchen darf, denn das würde ihm übel bekommen, so bedient er sich folgender Mittel: allenthalben läßt er längs dem Weg ein kleines, kaum zu bemerkendes Kraut säen oder pflanzen, welches sehr stark und angenehm riecht.

Aboni. Den Geruch habe ich schon bemerkt.

Hieron. Wenn man nun stille steht, um den Geruch recht zu genießen, oder gar das Kraut aufsucht und abbricht, so überfällt einem ein Schwindel, dann eine Betäubung und Ohnmacht; der Reisende fällt nieder, und da auf der Burg immer Wachen ausgestellt sind, die auf die Rei=

fenden merken, so entdecken sie einen solchen Unglücklichen bald; er wird alsdann abgeholt und auf die Burg gebracht. Das Schlimmste dabei ist, daß solche Leute Lebenslang schwach am Verstand bleiben, indessen der Tyrann weiß sie zu brauchen, sie dienen ihm als Sklaven.

Aboni. Das ist schrecklich! jetzt rieche ich es wieder, laß uns eilen!

Hieron. Es giebt auch viele Reisende, denen der Geruch besonders angenehm ist, und die deswegen langsamer gehen; diese bekommen allmählig eine Art Lähmung, so daß sie nur sehr schwer und langsam fortschleichen können, und endlich doch entweder liegen bleiben, und dem Feind in die Hände gerathen; oder wenn sie ihren Weg getreulich fortsetzen, so werden sie an der Grenze des Reichs in ein Hospital gebracht, wo sie eine schwere und langwierige Cur auszuhalten haben, bis sie gesund sind, und dann auch endlich aufgenommen werden.

Aboni. Ach laß uns eilen! jetzt riech ich es schon wieder sehr stark! und ich spüre etwas Schwindel.

Hieron. Da nimm einen Schluck aus dieser Flasche, und dann schnell hinter mir drein! bald sind wir aus dieser gefährlichen Gegend heraus.

Nach einer guten halben Stunde gelangten sie an einen ziemlich starken Bach, über den eine schmale Brücke hinüber führte; Hieron ging voran,

Aboni aber fing an zu schwanken. Ach Freund! hilf mir, ich schwindle — das verwünschte Kraut hat mir den Kopf eingenommen.

Hieron. Bücke dich nieder, schließ die Augen zu, und krieche auf allen Vieren, so wirst du glücklich herüberkommen.

Aboni folgte diesem Rath, und so gelang es ihm; indessen war ihm doch der Kopf so eingenommen, daß er wie ein Trunkener hin und her taumelte, daher ihn sein Begleiter oft aus seiner Flasche stärken mußte, bis ihm der Schwindel nach und nach ganz verginge.

Von hier an war der Weg wieder ordentlich und bequem, daher beflügelten auch die beiden Pilger ihre Schritte, so daß sie an diesem Tage eine große Strecke zurücklegten. Gegen Abend gelangten sie auf ein schönes fruchtbares Feld, das allenthalben angebaut war, und auf dem viele Menschen thätig waren und arbeiteten. Wer sind denn diese fleißige Leute? fragte Aboni.

Hieron. Diese sind im Dienste unseres Königs, denn der große schöne Meierhof, der dort auf der Höhe liegt, gehört Ihm, wir werden auch da übernachten.

Aboni. Was sagst du Freund! sind wir denn schon so weit — sind wir schon nahe an der Gränze?

Hieron. Eigentlich gehört dein Vaterland und das ganze Land, wodurch wir gereist sind, dem König, allein da es immer von mancherlei Re-

bellen verwüstet, und unsicher ist, so nimmt Er gerne solche ins Reich Aetherion auf, die freiwillig zu Ihm kommen wollen, und sich der Herrschaft der Aufruhrer entziehen.

Aboni. Warum vertilgt Er aber die Aufrührer nicht von der Erde?

Hieron. Das wird Er zu seiner Zeit gewiß thun, jetzt hat Er aus weisen Ursachen noch Geduld mit ihnen.

Indem sie so fortwandelten, und mit einander redeten, nahte sich ihnen ein wohlgekleideter Mann, der auch die Uniform des Königs trug, sie aber mit allerhand Flitterstaat und Bändern ausgeputzt hatte. Wer ist dieser? fragte Aboni. Leise antwortete Hieron: der ist einer von den Aufsehern über die Arbeiter, hüte dich für ihm, und folge ihm durchaus nicht. Indem trat der Aufseher herzu und sagte: Gott grüß dich Hieron! was bringst du da für einen Pilger?

Hieron. Halte uns nicht auf, es wird sonst Nacht, ehe wir auf die Herberge kommen.

Er. Höre du junger Mann! komm mit mir! ich kann dich glücklich machen! du kannst hier in den Dienst des Königs kommen, und ein sehr vornehmer Herr werden. Dann lispelte er Aboni noch leise ins Ohr: traue doch dem Führer nicht, den du da bei dir hast, er ist ein gemeiner Mensch, und kann dich bei dem König nicht empfehlen. Aboni stutzte über diese Rede, und er glaubte nicht besser thun zu können, als daß er

sie seinem Freunde Hieron von Wort zu Wort wieder sagte. — Schamroth eilte der Verläumder weg, und Hieron drückte Aboni die Hand, küßte ihn durch den Schleier, den er immer vor dem Gesicht trug, und sagte: das soll dir nicht unvergolten bleiben! — aber laß uns eilen, damit uns die Nacht nicht überfalle.

Sie gingen also schnell die Höhe hinan, und als sie zur Pforte des Meierhofes hineinschritten, empfingen sie den letzten Strahl der untergehenden Sonne; der Meier war ein ansehnlicher und reicher Mann, er nahm unsre Reisenden freundlich auf, und erkundigte sich bei Hieron, wer sein Begleiter sey? — Hieron erzählte ihm Aboni's Geschichte, und gab ihm das beste Lob, so daß ihm der Meier mit freudigem Lächeln die Hand drückte, und sagte; Sey mir willkommen lieber Freund! halte nun auch redlich aus, und vollende deine Reise so vorsichtig und so treu, wie du sie angefangen und bisher fortgesetzt hast, du ahnest nicht, welch ein Glück dann auf dich wartet.

Aboni. Ach lieber Herr! meine Steine sind aber so schlecht und gar unansehnlich, wie darf ich es wagen damit dem König ein Geschenk zu machen?

Der Meier. Laß mich sie sehen!

Aboni gab ihm schamroth seinen Beutel hin; der Meier ging, sie zu probiren und auf die Waage zu legen; bald kam er wieder und sagte: sey zufrieden! du wirst zu Gnaden aufgenommen

werden; eben dein Bekenntniß, daß sie zu schlecht seyen, giebt ihnen in den Augen des Königs den höchsten Werth.

Hieron. Für dein heutiges schönes Betragen lege ich dir hier noch einige große Steine in deinen Beutel.

Aboni. Ach auch diese sind noch viel zu schlecht, sie schimmern ja gar nicht, und sind auch noch sehr schmutzig.

Nun speisten sie mit dem Meier an seinem Tisch und legten sich dann zur Ruhe.

Als sie des Morgens aufgestanden waren, so führte Hieron seinen Aboni ans Fenster, und zeigte ihm die schöne Aussicht; siehst du nun, sagte er, mit zärtlich-liebreicher Stimme, das Land Aetherion? du hast nun nicht weit mehr.

Aboni. Ach wie unaussprechlich herrlich! — welche Städte, und welche Schlösser! — Ach wenn wir nur schon da wären!

Hieron. Darum wollen wir nun auch wieder die Reise antreten; du wirst aber noch schwere Proben auszuhalten haben, ehe du ins Land kommst; aber sorge nicht! folge du nur treulich meinem Rath, so hast du nichts zu fürchten.

Jetzt nahmen sie Abschied von dem Meier, der Aboni freundlich die Hand bot, und dann eine glückliche Heimreise wünschte; ihm war auch so innig wohl, daß er auf dem Wege Loblieder sang, und seine Schritte beschleunigte. Kaum hatten sie eine halbe Stunde zurück gelegt, als sie an

einen steilen Abhang kamen, den sie hinabsteigen mußten; nun war aber der Weg sehr schlüpfrig, so daß Aboni immer ausglitschte, und in Gefahr war, in den Abgrund zu stürzen, der sich an der linken Seite befand; er nahm sich zwar sehr in Acht, und bediente sich seines Reisestabs fleißig, allein die Gefahr war doch so groß, daß er anfing zu zittern und zu zagen, und seinen Freund Hieron um Rath und Hülfe bat; dieser redete ihm freundlich zu, empfahl ihm Vorsicht, und faßte ihn dann an der Hand, um ihm vollends hinab zu helfen, welches dann auch endlich, wiewohl mit großer Angst und Mühe, gelang. Indessen war nicht viel damit gewonnen, denn nun mußten sie durch ein sehr enges und tiefes Thal wandern, von dem man das Ende nicht sahe, und was noch das Schlimmste war, es hatte sich ein düsterer stinkender Nebel hinein gelagert, so daß man kaum Odem holen konnte; hier wehte kein erquickendes Lüftchen, und wenn Aboni nur ein paar Schritte zurückblieb, so sahe er weder den Weg noch seinen Begleiter; er faßte diesen also hinten am Kleid, und aller Müdigkeit und Betäubung ungeachtet, schritt er wacker fort, so daß sich Hieron innig seiner freute. Endlich gegen Mittag kamen sie heraus ins Freie. Hier fanden sie nun wieder einen königlichen Meierhof. Das Gebäude umher war entzückend schön, und ein erquickender Ostwind wehte von Aetherion herüber; hier fand man auch schon Gewächse, die

aus jenem Lande hieher verpflanzt waren, und auch ziemlich wohl gediehen. Hieron faßte seinen Freund Aboni freundlich an der Hand und führte ihn langsam zu der friedlichen schönen Wohnung, die nicht ferne von ihnen am Wege stand.

Dieser Meier war noch ansehnlicher und vornehmer als der, der sie vorige Nacht bewirthet hatte; er freute sich ihrer Ankunft, und erkundigte sich ebenfalls nach unserm Aboni. Als er nun von Hieron alles das Gute hörte, so umarmte und küßte er ihn. Aboni aber klagte wieder über seine Steine, über sein geringes Herkommen, und über seine Armuth. Der Meier tröstete ihn mit den Worten: diese Gesinnung ist dem Könige weit lieber, als alle deine Steine, sey darüber nicht bekümmert. Dann führte er sie an seinen Tisch zum Mittagmahl, wo sie eine große Anzahl Gäste fanden, die alle unsere Reisende sehr liebreich empfingen, und besonders Aboni mit der innigsten Freundschaft umarmten. Hier labte er sich recht, und fand sich bald so gestärkt, daß er seinen Führer bat, nun die Reise wieder mit ihm fortzusetzen. Auf einmal aber trat einer von der Gränzwache des Königreichs herein; nachdem er alle durchdringend angesehen hatte, worüber sie alle erschracken und erblaßten, so blieb sein drohendes Auge auf Aboni haften, dann winkte er ihm schnell zu folgen.

Aboni erschrack auch darüber, doch faßte er sich wieder, besonders als ihm Hieron sagte,

jetzt

jetzt lieber Aboni! mußt du den letzten sauern Gang gehen, du wirst nach Aetherion abgefordert, aber sey getrost! ich verlasse dich nicht, halte dich nur immer fest an mich, damit du mich nicht verlierst; dieser furchtbare Führer wird uns begleiten, und uns den Weg führen, der für dich der schicklichste ist. Hier hast du wieder einige schöne Steine für dein heutiges Betragen. Aboni steckte die Steine in seinen Beutel, er schwieg zwar, aber er weinte stille Thränen darüber.

Nun winkte der ernste Führer vorwärts. Hieron ging voran, Aboni folgte, und der Führer ging zu hinterst; er trieb aber so streng zum forteilen, daß Aboni gänzlich ermattete, und nicht mehr fort konnte. Hieron gab ihm oft eine Herzstärkung aus seiner Fläsche, allein Müdigkeit und Kummer drückten ihn so, daß ihn der Führer endlich auf seinem Rücken vollends den Berg hinauf trug; während dem klagte er immer über seine Steine, und über sein geringes Herkommen, und dann fiel ihm auch sein Kleid ein: Ach! sagte er: mit diesem Kleid soll ich vor dem König erscheinen, und es ist von der weiten Reise so gar schmutzig geworden. Nein! ich kann nicht gnädig aufgenommen werden! — Dafür laß mich sorgen, versetzte Hieron mit liebreicher Stimme, fasse nur Muth! Bald hast du den letzten Berg erstiegen, und dann wirst du unaussprechlich glücklich seyn. Indem Hieron noch redete, waren sie droben. Hier war nun eine hohe und steile Fel-

senwand; unten in dieser Wand sahe man die Mündung einer Höhle die voll Wasser war: und vorn in der Mündung war ein kleiner Nachen, in dem ein Schiffer saß, der Aboni freundlich winkte, übrigens sah er schrecklich aus. Aboni entsetzte sich, und bebte vor dem Schiffer und seinem Nachen zurück, aber der Führer faßte ihn mit starkem Arm, und brachte ihn ins Fahrzeug. Hieron setzte sich zu ihm und sprach: Nur noch diesen schauerlichen kurzen Weg! Bald kommen wir auf der andern Seite heraus, und dann wirst du dich mit nie empfundener Freude freuen. Aboni hörte dies noch, aber nun überfiel ihn eine Ohnmacht, und aus dieser gerieth er in einen sanften Schlaf. Während diesem kamen sie durch den Berg, und auf der andern Seite heraus; jetzt zogen ihm der Schiffer und der Führer sein schmutziges Kleid aus, überreichten es Hieron, brachten Aboni in eine schöne Ruhekammer, welche hier in der Nähe war, und kehrten dann wieder zurück auf ihren Posten.

Bald erwachte Aboni, er befand sich wohl und jugendlich gestärkt; vor seinem Bett stand Hieron, der nun auf einmal den Schleier und den Mantel ablegte, und mit himmlischem Lächeln auf Aboni hinblickte — mit freudigem Schrecken sah dieser einen jungfräulichen Engel im Lasurgewand da stehen, er schlug die Hände zusammen und rief: Mein Herr und mein Gott! hast du mich eines solchen Führers gewürdigt? Wie kann ich dir das

verdanken? — aber du bist nun mein Hieron nicht mehr, wer bist du dann?

Sie. Ich bin Sulamith, eine Tochter des Königs, und deine ewige Freundin; mein Beruf ist, Menschen glücklich zu machen, und darinnen fühle ich meine Würde und meine Seligkeit.

Hierauf zog sie Aboni's schmutziges Kleid hervor, und besprengte es mit einer blutrothen Tinctur, die es alsofort wie ein Lichtstrahl durchdrang, und alle, auch die kleinsten Fleckchen tilgte, so daß nun das Kleid einen himmlischen Glanz bekam; so mußte es nun Aboni anziehen, der für Freude und hoher Empfindung außer sich war; aber nun meine Steine! sagte er mit trauriger Miene.

Lächelnd und schweigend nahm Sulamith einen großen krystallenen Becher; füllte ihn mit der blutrothen Tinctur, warf dann einen Stein nach dem andern hinein, und so wie sie sie wieder heraus zog, strahlten sie ein so herrliches siebenfarbiges Feuer, daß es sterbliche Augen nicht ertragen konnten. Aboni jubelte für Freude, und sagte: wie komme ich armer unwürdiger Hirtenjunge zu einer solchen Ehre und Herrlichkeit? — ich darf meine Augen für Beschämung nicht aufheben.

Sulamith antwortete: eben diese Gesinnung bewegt mich, dir noch ein besonderes Geschenk zu machen: damit zog sie ein prächtiges Diadem von orientalischen Perlen hervor, setzte es ihm auf sein Haupt, und sprach: so ausgerüstet darfst du nun

vor dem König erscheinen; Er wird dich sehr gnädig empfangen, und dir eine Seligkeit gewähren, von der du dir keine Vorstellung machen kannst; jetzt komm! wir wollen zu seinem Throne eilen, und Ihm für seine überschwengliche Gnade ewigen Dank opfern.

Liebe Leser! könnt ihr dies Räthsel errathen? aber auch in allen seinen Theilen errathen? — Wohl dem, der es aus Erfahrung kann! aber selig ist der, der es auch bis zum Perlendiadem, und zum Anbeten vor dem Thron, aus Erfahrung kann! — Glückliche und gesegnete Reise!

6.

Philomenes.

Eine orientalische Erzählung.

In Ephesus wohnte Glycea, eine arme Wittwe, die sich mit nähen und spinnen ärmlich nähren mußte; sie hatte einige Kinder, die größtentheils noch unerzogen waren; unter diesen befand sich ein Knabe, der von Geburt an außerordentliche Gaben, und vortreffliche Anlagen zeigte; da ihn nun seine Mutter nicht beschäftigen, und eben so wenig seinen Talenten gemäß erziehen konnte, so suchte der arme Knabe bald hie bald da unterzukommen und da wo er konnte, jemand Dienste zu leisten, um die nothdürftigsten Kleider und Nahrung zu bekommen. Einsmals als er für einen Fischer Fische in die Stadt tragen mußte, und ihm das Gefäß mit Wasser, das er mit den Fischen auf dem Kopf trug, zu schwer wurde, so hub er es ab, setzte es auf den Boden; dann setzte er sich dabei nieder und weinte; indem kam der Oberpriester der Göttin Diana bei ihm vorbei, er blieb stehen und fragte: Knabe warum weinst du?

Der Fischer Theophöbus hat mir befohlen diese Fische in sein Haus zu tragen, aber sie sind mir zu schwer.

„Wie heisest du?

Philomenes?

„Wer bist du denn Knabe?

Ich bin ein Sohn der Wittib Glycea.

„Die kenne ich wohl, sie ist eine brave Frau; da bring dies Geld dem Fischer Theophöbus, laß dann die Fische hier stehen, und komme zu mir, du kennst mich doch?

Mein Herr! ich kenne dich nicht.

„Ich bin Eumenes, der Oberpriester der großen Diana der Epheser.

Der Knabe lief was er laufen konnte, brachte dem Fischer das Geld, der seine Fische zurückholte, und ging dann in die Stadt zum Oberpriester; dieser trug ihm nun einige geringe Dienste auf, die er im Tempel zu verrichten hatte; dafür belohnte er ihn so reichlich, daß er auch seiner armen Mutter noch etwas abgeben, und sie unterstützen konnte; dies that er aber auch treulich; er lebte sehr sparsam, und alles was er erübrigen konnte, das trug er nach Haus zu seiner Mutter, und zu seinen Geschwistern.

Als er einige Jahre diesen Dienst versehen hatte und ungefähr 18 Jahr alt war, so kamen zween Kaufleute nach Ephesus, der eine war von Tyrus und der andere von Cäsarea in Palästina, diese kamen um den Dianentempel zu besehen; denn ob er gleich von Herostratus Zeiten her in den Ruinen lag, so war er doch noch immer der Mühe werth von Fremden gesehen und

besucht zu werden. Diesen zween Kaufleuten zeigte Philomenes alles Sehenswürdige des Tempels und der Stadt. Während dem Herumgehen hatten die zween Kaufleute folgendes Gespräch miteinander:

Kleon der Tyrier fing an und sagte: man muß doch gestehen, daß die Griechen in der Baukunst und in der Bildhauerkunst außerordentlich geschickte und große Meister gehabt haben.

Simon der Jude aus Cäsarea antwortete: Ja! das ist wahr, das Schöne, Nette, wissen sie gut zu treffen, sie copiren das Schönste der Natur sehr genau, aber sage mir doch, macht nicht unser Tempel zu Jerusalem, so wie er da auf dem Felsen steht, einen tiefern und bleibendern Eindruck als alle griechische Pracht-Tempel, gemeiselte Götter und Göttinnen?

Kleon. Ich bin ein paarmal auf Ostern zu Jerusalem gewesen, und ich gestehe dir, daß mich das Erhabne des Tempels, seine unbeschreibliche Pracht, und das Geheimnißvolle, Ernste, und Majestätische eueres Gottesdienstes tief gerührt hat.

Simon. Bei einem Menschen der nur einiges Gefühl hat, kann das nicht fehlen.

Kleon. Aber verzeihe mir lieber Simon! man sollte doch denken, bei einem solchen erhabenen feierlichen Gottesdienst müßten die Menschen auch besser werden, als euer gemeines Volk ist; denn sage mir Freund! seyd ihr Juden wohl um ein Haar besser als wir Phönizier? — Ich weiß nicht

was es mit euerem Juden-Gott für eine Bewandniß hat; an unsre Götter glaub ich nicht, ich weiß also von keinen vernünftigen Wesen als von den Menschen, und glaube auch an keine Andere, aber davon bin ich doch überzeugt, daß wir Menschen anders werden müssen als wir wirklich sind, wenn die Welt bestehen soll. Dazu sollte nun der Gottesdienst dienen, allein ich kenne keinen, der die Wirkung thut.

Simon. Wenn unser Gottesdienst die Wirkung nicht thut, so ist nicht er, sondern die Menschen sind Schuld daran; du sagst ganz recht, daß wir Juden im Ganzen nicht besser sind als ihr Phönizier, aber wenn wir die Länder der Heiden und der Juden von Haus zu Haus, und von Hütte zu Hütte durchgehen, und untersuchen würden, so würden wir doch finden, daß unter den Juden weit mehr wahrhaft tugendhafte Menschen lebten, als unter den Phöniziern.

Kleon. Du kannst recht haben; ich habe meines Berufs wegen viele Reisen ins jüdische Land gemacht, und bei allem Verderben viele rechtschaffene Menschen gefunden, Mehrere und Bessere als bei uns; allein was hilft das? Die ganze Masse der Menschheit ist und bleibt verdorben, und es wird nie etwas Rechts daraus.

Simon. Da denken wir Juden nun ganz anders: hast du unser Gesetz gelesen?

Kleon. Nein! gelesen habe ichs nicht, aber

viel davon gehört; es sollen viele schöne und merkwürdige Sachen darinnen stehen.

Simon. Unsre Propheten haben schon vor mehreren Jahrhunderten geweissagt, es werde einmal in unserer Nation ein Mann erscheinen, der alle Nationen beherrschen und zu lauter guten frommen Menschen bilden würde; da nun bisher alle Weissagungen der Propheten pünktlich eingetroffen sind, so wird auch diese Weissagung gewiß eintreffen.

Kleon. Ja ein solcher Mann muß einmal auf die Welt kommen, wenn aus der Menschheit das werden soll, wozu sie, — nach meiner Einsicht bestimmt ist.

Simon. Nach allen Winken, welche die Propheten in ihren dunkeln Aussprüchen geben, kann die Zeit nicht weit mehr entfernt seyn, wo dieser so sehnlich erwartete Beglücker der Menschheit erscheinen muß. Hast du etwas von Jesus von Nazareth gehört.

Kleon. Man spricht in unserer Stadt, in Tyrus viel von diesem Wundermann, man sagt, er befehle den Krankheiten und den bösen Geistern, wie der Herr den Knechten, und sie gehorchten auf der Stelle. Allein man hat dieser Wundergeschichten unter allen Völkern viele, und wenn man sie genau untersucht, so ist nichts daran, ich glaube an dergleichen Dinge nicht.

Simon. Ich kenne Jesum von Nazareth, ich habe selbst seine Thaten gesehen, und sei-

ne Reden gehört; ich habe gesehen, wie er die schwersten Krankheiten durch einen Machtspruch heilt; und seine Reden sind so fremd und ungewöhnlich, als wenn sie aus einer andern Welt herkämen, aber sie sind wahr, sie gehen einem durch Mark und Bein, wer so lebt wie er lehrt, der wird gewiß der vollkommenste Mensch.

Kleon. Man erzählt bei uns, er habe einst auf einer Hochzeit einige Gefäße voll Wasser in recht guten Wein verwandelt, das ist doch zu arg, welcher vernünftige Mensch wird das glauben?

Simon. Nach dem was ich selbst von Ihm gesehen habe, glaube ichs gar gerne.

Kleon. Aber sage mir, lieber Simon! wenn das Alles wahr wäre, so wär er ja kein Mensch mehr, sondern ein Gott.

Simon. Er behauptet auch selbst, er sey der Sohn des einigen Gottes; und ich würde keinen Augenblick anstehen, ihn für den Weltbeherrscher, den wir Messias nennen, zu halten, aber er ist ein armer geringer Handwerksmann, der von den Wohlthaten seiner Freunde lebt, und seine Eltern und Verwandten sind gemeine Leute; wie läßt sich bei solchen Umständen an einen Weltherrscher denken?

Kleon. Ein Mann, der bloßes Wasser in Wein verwandeln, und Krankheiten durch bloße Befehle heilen kann, der hat auch wohl das Vermögen, sich Geld, Ehre und Ansehn zu verschaffen, wenn er es für gut findet. Der Jesus

muß wohl seine weisen Absichten dabei haben, daß er so in der Welt auftritt; vielleicht will er nicht die Welt durch Waffen, sondern dadurch erobern, daß er alle zur Tugend leitet. Kurz, wenn ich wieder in Euer Land komme, so muß ich ihn aufsuchen, und kennen lernen.

Simon. Komm zumit nach Cäsarea, wir gehen dann wohl zusammen; denn ich hab auch keine Ruhe in meinem Herzen, bis ich mit dem Mann auf dem Reinen bin. So arm und gering er ist, so beträgt Er sich doch in seinen Reden wie ein Mann, der Kaisern und Königen gebietet. Unsere Priester und Obrigkeiten schont er so wenig, wie Bauern und Bettler, aber im Umgang ist er so demüthig, daß er immer die unterste Stelle wählt, und mit den Kindern und armen Leuten giebt er sich am liebsten ab.

Während diesen Reden war Philomenes ganz Ohr; der Mann, der Wasser in Wein verwandeln, und Krankheiten durch ein bloßes Wort heilen konnte, füllte seine ganze Seele aus; er dachte, wer Wasser in Wein verwandelt, der kann auch Steine in Gold verwandeln, und wenn Er die Armen so lieb hat, so würde er mir auch meine Bitte gewähren, und mir so viel Steine in Gold verwandeln, als ich nöthig hätte, um meine Mutter und Geschwister ordentlich damit zu ernähren. Ach! wenn ich doch bei dem Jesus wäre! Das war sein beständiger Wunsch. Gern wäre er mit den Kaufleuten gegangen, aber er hatte kei-

nen Heller Geld, und wenn er wegging, so mußte seine Mutter darben. Dies wußte er, darum versuchte er es auch nicht, mit den Kaufleuten zu reden, und ihnen seinen Wunsch zu entdecken. Sie gaben ihm ein gutes Trinkgeld, und reisten dann wieder fort.

Von nun an hatte Philomenes keine Ruhe mehr; immer lag ihm der jüdische Mann im Sinn, aber immer nur blos in Beziehung auf seine Mutter und ihre Armuth. An höhere Zwecke dachte er nicht, und wie konnte ein heidnischer Knabe in Ephesus zu der Zeit an höhere Zwecke denken! — Wenn ich nur so viel hätte, daß meine Mutter einige Monate leben könnte, so reiste ich nach Palästina zu dem Wundermann, ich weiß gewiß, er würde mir helfen, und Steine in Gold verwandeln.

Einsmals als ihn der Oberpriester hinaus ins Feld geschickt hatte, wohlriechende Kräuter zu sammeln, die man an gewissen Festen zum Opfern brauchte, — es war am Nachmittag gegen Abend — so sahe er ein paar hundert Schritte vor sich hin einen Jüngling in einer schimmernden Gestalt und fremder unbekannter Kleidung. Ein freudiger Schrecken überfiel ihn, denn er glaubte einen von den heidnischen Göttern zu sehn; er erstaunte über dies unverhoffte so seltne Glück, doch getraute er sich nicht, sich der Erscheinung zu nähern. Indessen winkte ihm der glänzende Jüngling, und kam auf ihn zu. Philomenes fiel

auf seine Knie und bückte sich zur Erden. Der Jüngling richtete ihn auf und sprach: ich bin gesandt, dir zu sagen, daß du dem Gott aller Götter angenehm bist, bete täglich zu Ihm, und wandle vor Ihm, so werden deine Wünsche erfüllt werden; nun verschwand er. Philomenes stand da wie in die Erde gewurzelt, endlich besann er sich, suchte und sammelte seine Kräuter und ging nach Haus. Er erzählte dem Oberpriester und seiner Mutter, was er gesehen hatte, sie verwunderten sich, und dachten nicht weiter darüber nach, aber bei dem Philomenes bliebs nicht bei dem Verwundern, sondern er dachte: was mir der Göttliche befohlen hat, das muß ich nothwendig befolgen. Unter dem Gott der Götter dachte er sich den Zeus. Zu diesem wendete er sich also täglich im Gebet, und suchte ihn immer im Andenken zu behalten. Doch konnte er den jüdischen Jesus nicht aus dem Sinne bringen, und es war ihm, als wenn seine Sehnsucht zu ihm noch immer zunähme.

In dieser Unruhe des Gemüths, kam er auf den Gedanken, der Mann, der so viel von Jesus geredet hätte, seye ein Jude gewesen, da nun auch einige Juden in Ephesus wohnten, so wollte er sie besuchen und sie fragen: ob sie etwas von Jesus wüßten? er ging also zu einem Namens Ephron, welcher in der ganzen Stadt für einen braven Mann gehalten wurde, er fand ihn im

Garten hinter seinem Haus in einer Laube sitzen; er fing also an:

Lieber Herr Ephron! Du wirst mir verzeihen, daß ich dich besuche und dir vielleicht beschwerlich falle. Vor einiger Zeit waren zween Kaufleute aus Syrien hier, wovon der eine ein Jude aus Cäsarien war; dieser erzählte von einem Wundermann, der auf einer Hochzeit Wasser in Wein verwandelt und sonst viele, merkwürdige Thaten verrichtet hätte; ich wollte dich nur fragen, ob du auch von ihm gehört hättest?

Ephron. Wer bist du Jüngling, daß du zu mir, einem Juden, kommst, und nach Sachen fragst, die euch Heiden sonst wenig interessiren?

Philomenes. Verzeihe mein Herr! seitdem ich von diesem Manne gehört habe, hab ich keine Ruhe mehr; nun ging ich gestern um wohlriechende Kräuter zum Opfer zu suchen, und da erschien mir ein glänzender Jüngling, der sprach zu mir: ich bin gesandt dir zu sagen, daß du dem Gott aller Götter angenehm bist, bete täglich zu Ihm, und wandle vor Ihm, so werden deine Wünsche erfüllt werden. Ephron erstaunte, sahe den Jüngling starr an, und fragte: Wer bist du?

Philomenes. Ich bin ein Sohn der armen Wittwe Glycra, und diene im Tempel der Diana.

Ephron. Weist du denn auch, wer der Gott der Götter ist, den du anbeten sollst?

Philom. Ich denke daß es Zeus ist.

Ephron. Es ist der Gott, der Himmel und Erden, und alles, was darinnen ist, auch die Menschen geschaffen hat.

Philom. Kennst du den Gott?

Ephron. Ja! ich und alle Juden kennen ihn; Er allein ist Gott, alle andere Götter sind entweder erdichtet, oder ehmals eben so elende, sündige und schwache Menschen gewesen, wie wir, die also jetzt unmöglich Götter seyn können.

Philom. Freilich! der Gott, der Himmel und Erde, Sonne Mond und Sterne, und auch die Menschen geschaffen hat, der muß wohl der höchste, der Gott aller Götter seyn. Aber wie lerne ich ihn kennen?

Ephron. Der glänzende Jüngling hat dirs ja gesagt, du sollst zu Ihm beten, und vor Ihm wandeln.

Philom. Wie nenne ich Ihn denn, wenn ich zu Ihm bete?

Ephron. Nenne Ihn: Gott Israels! Schöpfer aller Dinge; aber höre Jüngling! Du gedachtest vorhin eines jüdischen Wundermanns, der Wasser in Wein verwandelt habe, zu dem mußt du reisen, der wird dir sagen was du thun sollst.

Philom. Kennst du den Mann?

Ephron. O ja! ich habe viel von ihm ge-

hört, ihn auch einmal zu Jerusalem auf dem Osterfeste gesehen.

Philom. Sollte er wohl Steine in Gold oder Silber verwandeln können?

Ephron lachte laut, und antwortete: Er kann viel, aber ob Er das kann, das weiß ich nicht; aber warum fragst du so wunderlich?

Philomenes wurde betrübt, daß man über ihn lachte, und sprach: Wahrlich! wenn man eine Mutter und Geschwister hat, die Hunger und Durst leiden, nackend und blos sind, da darf man wohl nach einem Manne verlangen, der Seine in Geld oder Silber verwandeln kann.

Ephron. Verzeihe guter Jüngling! das hatte ich nicht gewußt. Um deiner Mutter und Geschwistern Nahrung und Kleidung zu verschaffen, dazu bedarfs keiner Verwandlung der Steine in Gold oder Silber. Geh hole deine Mutter hieher! Philomenes lief was er laufen konnte, und holte sie. Der Erfolg von allem war, daß sich Ephron der Familie annahm, und sie versorgte; aber der edle Mann war damit nicht zufrieden, sondern er sorgte auch für das Wohl des guten Philomenes: denn er ließ ihn zu sich kommen, und fragte ihn, hast du nun keine Wünsche mehr? Der glänzende Jüngling sagte dir, du solltest den Gott der Götter anbeten, und vor Ihm wandeln so würden deine Wünsche erfüllt werden; deine Mutter und Brüder sind nun versorgt, prüfe dich

genau,

genau, ob du nichts mehr auf dem Herzen hast!

Philom. Ruhig bin ich noch nicht, es ist etwas in mir, das sich nach dem Wundermann, dem Jesus von Nazareth sehnt.

Ephron. Höre lieber Philomenes! du mußt dich von deinen falschen Göttern zum wahren Gott bekehren, du mußt ein Jude werden, dann kannst du auch zu Jesu von Nazareth gehen, der wird dir dann weiter sagen, was du zu thun hast.

Philom. Ist es dann noch nicht genug, wenn man den Gott der Götter kennt, Ihn anbetet, und vor Ihm wandelt?

Ephron. Das eben wird dir Jesus der Prophet von Nazareth beantworten.

Diese letzten Worte hörte noch Aaron, ein anderer Jude, bei dem Eintritt in das Zimmer; er sprach: was hast du mit Jesus von Nazareth, hast du wieder Nachricht von Ihm?

Ephron. Ich bekam gestern einen Brief von meinem Vettern in Bethsaida, der schreibt mir Wunderdinge von Ihm; und daß die Pharisäer, Gesetzgelehrten und Obersten entsetzlich gegen Ihn aufgebracht seyen.

Aaron. Wahrscheinlich, weil Er ihnen die Wahrheit ohne Scheu ins Gesicht sagt.

Ephron. Freilich! mich soll nur wundern, wo das endlich hinaus will; ich fürchte für den

Propheten: denn Er scheint mir der größte zu seyn, den Israel je gehabt hat.

Nun fragte auch Aaron nach dem Jüngling, der da stand; Ephron gab ihm die genügende Nachricht, worauf er ihm die Hand drückte, und sagte: du mußt dich zu unserer Religion bekehren, so werden wir für dich sorgen, und du wirst glücklich seyn. Ephron fügte hinzu: du mußt nach Palästina reisen, deine Mutter ist nun versorgt; dort kannst du zu unserer Religion übergehen, hier würde es Aufsehen machen, und uns Ungelegenheit verursachen.

Philom. Meine liebe Herren! Wie kann ich nach Palästina reisen, da ich keinen Heller Geld habe?

Ephron. Mir fällt eben ein, daß unser Nachbar Abraham nächste Ostern nach Jerusalem auf das Paschafest reist, der soll dich als Bedienter mitnehmen.

Philom. Ja, wenn er es nur thut! Wie lang ist es noch dahin?

Ephron. Daß er es thut, dafür stehe ich, in sechs Wochen reist er ab. Aber hör! du darfst nicht mehr der Göttin Diana dienen, nachdem du den einigen Gott der Götter anbetest.

Philom. Wovon soll ich dann leben?

Ephron. Komm du alle Tage zu mir, ich will dir Arbeit geben, du mußt aber von dem Allem hier kein Wort sagen.

Philomenes eilte nun fort, und kündigte dem Oberpriester den Tempeldienst auf, unter dem Vorwand, er habe einen Dienst gefunden, der ihm mehr eintrüge. Eumenes war wohl damit zufrieden, und entließ ihn.

Jetzt war nun des guten Jünglings ganzes Wesen mit dem großen Gedanken erfüllt, den Gott Israels, und Jesum von Nazareth kennen zu lernen. Die Zeit wurde ihm lang, bis er die Reise antreten konnte, und als der Zeitpunct eintrat, so nahm er mit Freuden Abschied von seiner Mutter und Geschwistern, denn er wußte, daß sie versorgt waren, und ging nun mit seinem neuen Herrn Abraham zu Schiff; es zeigten sich aber gleich Anfangs so mancherlei Umstände, die eine gefährliche Schiffahrt anzeigten, daß alles Volk sehr niedergeschlagen war, und daher auch viele Vorsichtsregeln vernachläßigten, und in vielen Fällen auch zu vorsichtig waren. Genug! das Schiff scheiterte an der Küste von Cilicien, und nur wenige Menschen, unter denen auch Philomenes war, wurden gerettet. Diese Geretteten waren entweder Schiffleute, oder Leute, die einen Beruf gelernt hatten, sie konnten allenthalben wieder zu Brod kommen, das Alles aber fehlte dem armen Philomenes; er betete also unter tausend Thränen zum unbekannten Gott Israels um Erbarmung und Hülfe; und da es gegen Abend ging, und sich die Sonne zum Untergang neigte, so nahte er sich einigen Fischerhüt-

ten, die nicht weit vom Ufer stunden, in der Hoffnung da Obdach und vielleicht auch etwas zu essen und zu trinken zu bekommen; er ging also in die Erste, deren Thür er offen fand, und sahe zween wackere junge Männer, die sich mit ihrer alten Mutter zu Tisch setzten, um ihr Abendbrod zu genießen. Philomenes grüßte bescheiden und freundlich, und bat um Herberge, die alte Mutter fragte: ob er einer von denen wäre, die Schiffbruch gelitten hätten?

Er. Ja!

Sie. Nun so komme her, und setze dich zu uns, iß und trink dich satt.

Philomenes gehorchte, und da er in seinem Innern fühlte, daß dies wirkliche Gebetserhörung sey, so dankte Er dem Gott Israels, und betete, daß Er ihn nun auch ferner glücklich zum Ziel lenken möchte, welches darin bestand: Jesum von Nazareth persönlich kennen zu lernen.

Die alte Frau hieß Doris und ihre zween Söhne Alexis und Zeuxis; während dem Essen begann folgendes Gespräch:

Alexis. Mutter, ich denke, wenn mein Bruder Zeuxis die Leonide heurathet, so werdet ihr mich wohl entbehren können, es ist etwas in mir, das mich treibt wieder nach Galiläa zu reisen, und den neuen Propheten zu sehen und zu hören.

Philomenes horchte hoch auf, doch getraute er sich nicht zu fragen, aber er betete in seinem Innern unaufhörlich.

Doris. Was zieht dich denn so sehr zu dem neuen Propheten?

Alexis. Das kann ich keinem Menschen erklären. Ich stand dabei, als Er seinem Schüler Kephas, er selbst nennt ihn Petrus, befahl, mit dem Schiff etwas weiter auf das Meer zu fahren, und welch' ein Fischfang? Nein! so etwas hab' ich nie erlebt, aber nun vollends seine Reden — es ist als wenn einem glühend Feuer in die Seele hinein gesprochen würde.

Jetzt konnte sich Philomenes nicht mehr halten: Lieber Herr! fing er an: wie heißt der Prophet?

Alexis. Jesus von Nazareth!

Philomenes hätte niedersinken und anbeten mögen, er sagte nur mit Thränen in den Augen den möchte ich auch kennen lernen!

Alexis sahe ihn starr an, und sagte: hast du schon von Ihm gehört? Philomenes erzählte ihm seine Geschichte, und von dem an war er wie zu Haus. Die alte Doris liebte ihn wegen seiner Liebe und Treue zu seiner Mutter, und Alexis wegen der Aehnlichkeit ihrer Wünsche, Zeuxis aber, weil ihn seine Mutter und sein Bruder liebten.

Philomenes half nun fischen; seine Redlichkeit, seine Treue und sein Fleiß machten ihn bald

so beliebt, daß ihn Doris wie ihren eigenen Sohn liebte und behandelte, und ihre Söhne Alexis und Zeuxis liebten ihn wie ihren Bruder. Alexis so wenig als Philomenes gaben deswegen ihren Wunsch auf, nach Galiläa, oder vielmehr dahin zu reisen, wo sich Jesus von Nazareth aufhielt, daß sie sich beständig davon unterhielten, wenn sie allein waren; nur kam es darauf an, auszumachen, womit sie die Reisekosten bestreiten sollten, und mit welcher Gelegenheit sie dahin kommen möchten. Mit dem herrlichen Grundsatz des Christen, sich der Führung der Vorsehung zu überlassen, waren sie noch nicht bekannt, daher ließ sich auch der Herr so weit herab, sie wie die alten Patriarchen durch Engel zu belehren: als daher die beiden Jünglinge einsmals Abends nach der Arbeit am Ufer spazieren gingen, und sich von einem Plan unterredeten, wie sie nach Palästina kommen wollten, so sahen sie einige Schritte vor sich hin einen Mann stehen, der sich nach ihnen umsahe, als wenn er auf sie gewartet hätte. Als sie zu ihm kamen, so grüßten sie ihn, er grüßte sie wieder, und fragte sie: ob sie niemand wüßten, der nach Palästina reisen wollte? Staunend antworteten beide wie aus einem Munde: wir beide wünschen dahin zu reisen; gut, versetzte der Fremde, zu Laidos geht über acht Tage ein Schiff ab, das nach Ptolomais segelt.

Alexis. Wir sind arm und können kein Reisegeld bezahlen.

Er. Ihr braucht kein Reisegeld, Ihr werdet zu Laidos jemand finden, der für euch bezahlt — mit diesen Worten verschwand er. Die beiden Jünglinge sahen sich an, und wußten nicht, was sie von der Erscheinung denken sollten; Philomenes erzählte dem Alexis, daß er auch einmal einen glänzenden Jüngling gesehen habe, der ihm gesagt hatte, was er thun sollte, es müßte wohl menschenliebende Götter geben, die den Menschen zu Zeiten erschienen.

Alex. Ich hab' wohl gehört, daß in alten Zeiten die Götter den Menschen erschienen sind; aber heutiges Tages hört man von solchen Erscheinungen nichts mehr.

Philom. Ich denke wir folgen dem Rath und gehen nach Laidos.

Alexis war damit zufrieden, und da Laidos nicht weit von da entfernt war, so beschlossen sie, einstweilen dahin zu gehen, und wenn sie Gelegenheit zu ihrer Reise gefunden hätten, wieder nach Haus zu gehen und Abschied von den Ihrigen zu nehmen.

Das Vorhaben wurde des folgenden Tags ausgeführt; in wenigen Stunden waren sie zu Laidos; Alexis hatte da einen weitläuftigen Verwandten, den er kannte, zu dem ging er, und fragte, ob nicht ein Schiff da wäre, das nach Syrien oder Palästina führe? Ja! sagte

der Freund, es ist ein reicher Kaufmann von Cäsarien hier, dessen Schiff morgen oder übermorgen abgeht.

Wie heißt der Kaufmann?

Er heißt Barlevi, er kommt fast alle Jahre hieher, er hat einen starken Handel mit Wolle.

Die beiden Jünglinge ließen sich weisen, wo er zur Herberge war, sie fanden ihn mit allerhand Leuten umgeben, dem ungeachtet drängten sie sich zu ihm, und fragten ihn, ob er sie nicht nach Palästina mitnehmen wollte?

Barlevi. Was habt Ihr dort für ein Geschäfte?

Philom. Wir haben dort kein anderes Geschäfte, als Jesum von Nazareth zu besuchen und kennen zu lernen.

Barlevi horchte hoch auf, er fertigte alle, die bei ihm waren, schnell ab, und fragte nun die Jünglinge mit freundlicher Miene, wie ihnen der Name dieses Propheten bekannt geworden, und warum sie ihn besuchen wollten?

Die beiden Jünglinge erzählten jeder seine Geschichte, der Kaufmann wurde nachdenkend, und fragte weiter: ob sie denn auch Reisegeld hätten?

Philom. Nein, mein Herr! wir haben kein Reisegeld, aber irgend einer von den Göttern erschien uns, und sagte uns, wir sollten nur nach Laidos gehen, da würden wir jemand finden, der für uns bezahlte.

Da nun auch Philomenes in seiner Erzählung eines glänzenden Jünglings gedacht hatte, so schloß der Jude daraus, daß ihnen ein Engel erschienen sey, und dies bewog ihn, sich der Jünglinge anzunehmen; daher sprach er zu ihnen, derjenige, der Euch erschienen ist, war keiner von euern Göttern, sondern es war ein Engel, ein Gesandter des Allmächtigen, des Gottes Israels des Schöpfers Himmels und der Erden, der sich Eurer erbarmt, und Euch zur Wahrheit führen will.

Philom. Sage uns doch mein Herr! was das für eine Wahrheit ist, zu der Er uns führen will?

Barlevi. Zu seiner, und seines Willens Erkenntniß.

Alexis. Was haben wir aber davon, wenn wir Ihn und seinen Willen erkennen?

Barlevi. Das wird Euch der Prophet Jesus von Nazareth sagen.

Philom. Ja, wenn wir nur schon bei Ihm wären.

Barlevi. Dazu will ich Euch verhelfen. Dann rief er einem seiner Bedienten, welcher schiene der vornehmste unter ihnen zu seyn; diesem empfahl er die beiden Jünglinge, und sagte ihm, daß er ihnen immer etwas zu thun geben möchte, wozu sie am geschicktesten wären. Nun gingen die Jünglinge wieder nach dem Dörfgen zurück, nahmen Abschied von der Mutter und von dem Bruder,

und kehrten eiligst nach Laibos zurück. Sie dienten dem jüdischen Kaufmann mit aller Treue. Er liebte sie, denn sie gefielen ihm, sie lichteten des folgenden Tages die Anker, und fuhren mit günstigem Wind zwischen Cypern und der Küste von Syrien nach Ptolomais, wo sie gesund und wohlbehalten ankamen. Barlevi war so billig, daß er die Jünglinge nun nicht länger aufhielt, sondern ihnen behülflich war, ihren Zweck zu erreichen, er gab ihnen einen Brief mit an einen Freund in Capernaum, wo sich Jesus am meisten aufhielt, und bat ihn, den beiden griechischen Jünglingen zu verhelfen, daß sie den Propheten von Nazareth möchten sehen und sprechen können. Mit diesem Brief gingen sie nun längs dem Bach Kison hinauf durch das Thal Esdrelom; sie ließen den Berg Thabor zur Linken, die Gebirge Nazareths zur Rechten, und gingen dann unter Nain und Endor, an der Nordseite des Gebirges Hermon fort bis nach Capernaum, wo sie gegen Abend des dritten Tages ankamen. Sie gingen auf der Stelle zu Naphthali, an den ihr Brief gerichtet war, und dieser wieß sie zum Haus des Simon Petrus; so wie sie zur Hausthür herantraten, begegnete ihnen eine artige freundliche Frau, die sie fragten, ob Jesus von Nazareth zu Haus sey? Die Frau war des Petrus Ehegattin, und ob sie gleich die griechische Sprache nicht verstand, so merkte sie doch was die beiden Jünglinge wollten, sie

antwortete also in ihrer Syro = Chaldäischen Sprache, Er sey mit seinen Jüngern nach Jerusalem verreist, werde aber vermuthlich in wenigen Tagen wiederkommen. Dies verstunde Alexis, welcher schon ehemals da gewesen war, und sie wären Jesu gern auf der Stelle entgegen gereist, wenn sie nur Geld gehabt hätten. Sie gingen wieder zu Naphthali, der so wie fast alle Juden damals griechisch verstunde, und sprachen mit ihm; dieser rieth ihnen da zu bleiben, und die Ankunft Jesu abzuwarten, denn es sey doch ungewiß, welchen Rückweg er nehmen würde. Alexis und Philomenes folgten dem Rath, und dienten einsweilen dem Naphthali in seinen Geschäften.

Nach wenigen Tagen erscholl das Gerüchte in der Stadt, Jesus sey in der Nähe, Alles lief ihm entgegen, und unsere griechische Jünglinge liefen mit. Nicht weit vom Thor sahen sie eine große Menge Menschen daher kommen, mehrentheils arme und gemeine Leute; da kommt der Prophet! riefen die Kinder, da kommt der liebe Mann, willst du ihm nicht die Hand küssen? rief eins dem andern zu. Die beiden jungen Griechen drängten sich hervor, ihnen klopfte das Herz, nun zog die Menge vorbei. Ja wenn wir ihn nur kennten, wir wissen ja nicht, welcher unter den Vielen Jesus ist, sagte einer zum andern. Indem liefen viele Kinder herzu, die riefen: da kommt er; sie drängten sich auf ihn zu, hingen an seinem Rock, und küßten Ihm die Hände, Alexis und

Philomenes nahten sich auch, Er herzte und küßte die Kinder, und sprach freundlich mit ihnen. Nun sahe Er auch die beiden Jünglinge seelenvoll an. Er war in einen violetten Talar gekleidet, etwas länger als ein gewöhnlicher Mensch; seine Augen waren etwas röthlich, so als wenn man lange geweint hat, sein gelbliches Haar ruhte in Locken auf den Schultern, sein Angesicht hatte den Ausdruck einer verborgenen Majestät, die man erst dann recht bemerkte, wenn Er die Augen empor hob; aber eben diese Augen waren unbeschreiblich sprechend; in seinem ovalrunden bräunlichen orientalischen Antlitz ruhte eine Hieroglyphe, die es schlechterdings einem jeden Maler unmöglich machte, Ihn ähnlich nachzubilden; auf der vollen, etwas vorragenden, in der Mitte eingekerbten Unterlippe ruhte götliches Wohlwollen, und das Grübchen im Kinn im Einklang mit den Grübchen in den Wangen, gab seinem Lächeln eine hinreißende Anmuth. In allen seinen Bewegungen zeigte sich eine ungesuchte Größe, die Ehrfurcht erweckte. Im Gehen senkte Er das Haupt etwas vorwärts, und in der Ruhe schwebte Schwermuth auf seiner Stirn.

Der Anblick dieses göttlichen Mannes drunge den jungen Griechen durch Mark und Bein, sie fielen auf die Knie, und Alexis sagte: Herr! wir sind von Ephesus und Laidos blos deswegen hieher gereist um Dich zu sehen. Jesus wendete sich zu seinen Jüngern und sprach: habe ich Euch

nicht gesagt, es würden viele von Morgen und Abend kommen, und mit Abraham, Isaac und Jacob zu Tische sitzen? Dann sagte Er gar freundlich zu den Griechen: warum wolltet ihr mich gern sehen? Philomenes weinte für Empfindung, und erzählte kurz seine Geschichte. Jesus hörte lächelnd zu, und die ganze Menge war aufmerksam, Petrus und Johannes, die zunächst bei Jesus stunden, horchten auf, als ob sie dem Jüngling die Worte aus der Seele heraus saugen wollten, und als Philomenes geendigt hatte, so legte Petrus seine linke Hand auf die Schulter des Herrn und sagte: der Jüngling muß ein Jude werden, und Dir nachfolgen. Jesus antwortete: es giebt noch andere Schaafe, die nicht aus diesem Stall sind. Zu den Jünglingen aber sprach Er: geht nach Cäsarea und bleibt dort, wenn ich meinen Lauf vollendet habe, so wird jemand von den Meinen zu Euch kommen, und Euch sagen, was ihr thun sollt.

Nun ging der Zug wieder vorwärts und in die Stadt; einige vornehme Herren, die den Griechen wegen ihrer sonderbaren Kleidung gar wunderlich vorkamen, sahen höhnisch spottend, und verdrießlich aus, und tadelten Jesum, daß er sich sogar mit Heiden und mit Zöllnern und Sündern abgäbe. Dies gab nun Gelegenheit, daß Alexis und Philomenes die herrlichen Gleichnisse von dem verlornen Schaaf, verlornen Groschen und verlornen Sohn aus seinem Mund anhören

konnten. Den beiden Jünglingen war das Herz so voll, daß sie sich um den Hals fielen, und ihre Empfindung in Thränen ausströmten, sie konnten die Nacht nicht schlafen, denn ihre Seelen waren von himmlischem Feuer entzündet.

Des andern Morgens stunden sie früh auf, des Vorhabens zu Jesu zu gehen, so bald Er aufgestanden seyn würde; vor Simon Petrus Thür war schon wieder eine große Menge Menschen, Blinde, Lahme, Krüppel und Kranke aller Art. Hier erfuhren sie, daß Jesus sehr früh ausgegangen sey, und daß ihn Petrus rufe. Sie gingen also zum Zeitvertreib zum Thor hinaus; sie waren keine hundert Schritte gegangen, als ihnen Jesus und Petrus begegneten. Jesus grüßte die Jünglinge freundlich, sie aber fielen zu seinen Füßen auf die Knie. Er hub sie freundlich auf, und sagte: Friede sey mit euch Ihr meine Erstlinge aus den Heiden!

Philom. Du hast uns befohlen, nach Cäsarea zu gehen, und uns da aufzuhalten, aber wir kennen dort niemand, an wen sollen wir uns dort wenden?

Jesus. Es wird Euch in Cäsarea ein Mann begegnen, der wird Euch sagen, was Ihr thun sollt.

Philom. Sollen wir Juden werden?

Jesus. Ich habe Euch gesagt: Wenn ich meinen Lauf vollendet habe, so werde ich Euch einen Mann schicken, der wird Euch sagen was Ihr thun

sollt, betet nur den einigen wahren Gott an; Friede sey mit Euch.

Nun ging der Prophet fort, die Jünglinge folgten ihm in die Stadt, nun sahen und hörten sie auch, wie Jesus durch bloße Worte Krankheiten heilte. Dies machte einen so großen Eindruck auf sie, daß sie in ihrem Innern fest überzeugt wurden, Er sey ein Gott, weil Menschen solche Thaten aus eigener Macht nicht verrichten können; es war ihnen unbegreiflich, daß die Juden bei diesen Wunderthaten so gefühllos blieben, und nicht in den Staub niedersunken und anbeteten; da sie aber sogar ansehnliche Männer sahen, die über die herrlichsten Wunderthaten spotteten, und Jesum für einen Hexenmeister erklärten, so konnte sich Philomenes nicht mehr halten; indessen er war ein Fremdling, und durfte keinen hohen Ton anstimmen; er sagte also sehr höflich zu einem dieser Herren: verzeihe mir, Ehrwürdiger Herr! ich bin ein Grieche und kein Jude, ich bin einfältig und ungelehrt; sind denn bei Euch hier zu Lande die Hexenmeister wohlthätige fromme Leute?

Der Pharisäer sahe ihn mit einem verachtenden durchbohrenden Blick an, und würdigte ihn keiner Antwort. Alexis schaute dem Pharisäer starr ins Gesicht und sagte: wenn bei Euch die bösen Götter so wohlthätig sind, so müssen die guten wohl Menschenfeinde seyn, denn beide sind doch entgegengesetzter Natur. Der Pharisäer wurde

roth, und befahl, sie sollten sich wegscheeren. Jesus bemerkte das, er rief sie zu sich, ließ ihnen etwas Geld geben, und schickte sie dann fort.

Auf dem Wege nach Cäsarea hatten die beiden Reisenden ihre Betrachtungen über die Juden; sie waren darinnen übereinstimmend, daß sie viel verdorbenere Menschen seyen, als die Griechen. Nun kamen sie zu Cäsarea an; indem sie so durch das Thor in die Gasse hineingingen, so begegnete ihnen der Hauptmann, der die Besatzung in der Stadt kommandirte, dieser sahe sie leutselig an, und fragte sie: wo kommt ihr her?

Philom. Wir sind Griechen, ich aus Ephesus, und dieser mein Freund ist aus Laidos in Cilicien, wir sind hieher nach Palästina gereist, um Jesum von Nazareth kennen zu lernen.

Der Hauptm. Habt ihr Ihn denn kennen gelernt?

Alexis. Ja! wir kommen jetzt von Capernaum, wir haben Ihn gesehen und gesprochen.

Der Hauptm. Da seyd Ihr glücklicher als ich, ich habe noch nicht dazu kommen können, Ihn zu sehen und zu sprechen; was sagte Er Euch denn?

Philom. Wir fragten Ihn, ob wir Juden werden, und was wir thun sollten? Darauf hat Er uns zweimal befohlen, wir sollten hieher gehen, es würde uns ein Mann auf der Straße begegnen, der würde uns sagen, was wir thun sollten.

Der Hauptm. Das ist sonderbar! ich habe zween Knechte nöthig, und da Euch der Mann schickt, so seyd ihr hinlänglich empfohlen. Hierauf nahm er sie mit sich nach Haus. Dieser Hauptmann war ein Römer, ein sehr rechtschaffener Mann; er betete den wahren Gott an, und nicht die Götter der Römer und Griechen, dabei war er sehr menschenliebend und wohlthätig; die beiden jungen Leute gefielen ihm aus der Maßen, sie wurden bald seine Lieblinge, weil sie auch den einigen wahren Gott anbeteten, und treu und fleißig in seinen Geschäften waren. Diese drei, der Hauptmann, Philomenes und Alexis unterredeten sich oft von Jesus, sie waren willens sich näher mit Ihm bekannt zu machen; und dies hoffien sie eben jetzt, da der Juden Ostern vor der Thür waren, auszuführen, vorzüglich deswegen, weil der Statthalter Pilatus diesem Hauptmann Cornelius von Cäserea auftrug, daß er mit seiner Besatzung nach Jerusalem kommen, und während dem Osterfest Ruhe und Ordnung handhaben sollte: denn an jedem hohen Fest der Juden mußte die Besatzung in Jerusalem verstärkt werden, weil alsdann der Zulauf des Volks außerordentlich groß, und die Stimmung desselben sehr schwierig war. Cornelius und seine beide Diener dachten, sie hätten jetzt während den 14 Tagen oder drei Wochen Zeit, oft mit Jesus zu reden, und sich von Ihm belehren zu lassen, aber es ginge

ganz anders, als sie dachten. Als sie nach Jerusalem kamen, so war die ganze Stadt mit einer Geschichte angefüllt, die allenthalben erstaunliches Aufsehen machte: Jesus hatte einen seiner Freunde, zu Bethanien eine Stunde von Jerusalem, der schon vier Tage im Grab gelegen hatte, und an dem man den Anfang der Verwesung schon merkte, wieder lebendig gemacht. Die Vornehmsten, Priester und Pharisäer waren darüber äußerst aufgebracht, denn sie haßten Jesum von Herzen, weil Er ihnen ohne Scheu die Wahrheit sagte, und sie innig und tief fühlten, daß sie Ihm nicht gewachsen waren. Sie suchten also das Volk zu bereden, es sey da eine Betrügerei gespielt worden. Das Volk aber war, wie gewöhnlich, getheilter Meinung, Viele hielten es mit den Vornehmen, die Mehresten aber sahen Jesum für einen großen Propheten an, und nicht wenige gar für den Messias.

In dieser Stimmung fanden Cornelius und seine Bedienten und Freunde Philomenes und Alexis die Bürgerschaft zu Jerusalem, als sie dahin kamen; das Erste also was sie vornahmen, nachdem sie sich ordentlich eingerichtet und Zeit hatten, war, daß sie nach Bethanien gingen, und den Freund Jesus, den Er vom Tode auferweckt hatte, Lazarum, besuchten. Die Schwestern des Lazarus, Maria und Martha erzählten ihnen die ganze

Geschichte ausführlich, und ihre Nachbarn bekräftigten dies Alles, so daß die drei ganz überzeugt wieder nach Jerusalem zurückkehrten.

Cornelius und seine Begleiter fanden nun zwar, daß der Gott, den die Juden anbeteten, und durch einen prächtigen Gottesdienst verehrten, gewiß der einzige wahre Gott, sey; und daß dieser Gott Jesum von Nazareth gesandt habe, das grundverdorbene jüdische Volk wieder auf den wahren Weg der Tugend zu führen; aber weiter schauten sie noch nicht; wie war das aber auch diesen Heiden möglich, da sie das Gesetz und die Propheten der Juden ganz und gar nicht kannten? Da sie aber begierig nach der göttlichen Wahrheit waren, und nächst fleißigem Gebet, vollständigen Unterricht von Jesus erwarteten, wie sie ihr Leben und Wandel einzurichten hätten, und wie sie sich in Ansehung ihres äußeren Religionsbekenntnisses zu verhalten hätten, so waren sie getrost, und warteten die Gelegenheit ab, wo sie mit Jesus reden könnten.

Den beiden Griechen fiel zwar zu Zeiten ein, daß Er ihnen gesagt habe, nach seinem Hingang würde Er ihnen jemand schicken, der ihnen sagen sollte, was sie zu thun hätten; aber es war ihnen dunkel was Er mit dem Hingang meinte, und zweitens dachten sie, wenn sie den Unterricht von Ihm selbst hätten, das wäre doch wohl besser.

Das Fest war nun angegangen, Jesus ließ sich nicht sehen, am Tage war er zu Zeiten im Tempel, aber nie des Nachts in der Stadt. Auf einmal aber, an einem Morgen früh erscholl das Gerücht durch die ganze Stadt, Jesus von Nazareth sey gefangen, und vom hohen Rath des Todes würdig erklärt worden, man habe Ihn vor dem hohen Rath verhört und des Todes schuldig gefunden, jetzt sey Er nun vor dem Pilatus, um Ihn zum Kreuztod zu verdammen.

Dies war ein Donnerschlag auf die Herzen der dreien heidnischen Freunde; sie konnten nicht denken, daß man einen ganz unschuldigen Mann zum Tode verurtheilen könnte; und eben so unbegreiflich kam es ihnen vor, daß ein so großer Wunderthäter zugleich auch ein lasterhafter Missethäter seyn könne. Während dem sich alle drei darüber mit einander besprachen, traurig und verlegen waren, kam ein Befehl vom Pilatus an den Hauptmann, er solle mit ein paar hundert Mann kommen, es seyen drei Missethäter nach dem Gerichtsplatz zu begleiten. Cornelius gehorchte; er befehligte zweihundert Mann, und nahm auch den Philomenes und den Alexis mit; alle drei waren sehr gespannt, verlegen und traurig; Philomenes sagte oft: mußten wir denn darum die weite Reise machen, um bei dem schimpflichen Tod dieses unerklärbaren Mannes als Wache zu dienen? — Der Hauptmann war tiefsinnig, und gab zur Antwort: die Sache muß

sich noch aufklären, diese Geschichte kann nicht im Dunkel bleiben.

Alle drei gaben bei der Kreuzigung genau auf Jesum acht. Sein götliches Betragen am Kreuz, seine Worte, sein majestätischer Tod, und die großen Wunderzeichen der Natur, Erdbeben, übernatürliche Finsterniß, und dann endlich die Bosheit, der Spott und das unmenschliche Betragen der Juden, dies Alles zusammen stimmte den Hauptmann Cornelius zu dem Urtheil: Jesus von Nazareth ist aus Neid und Bosheit der Juden gekreuziget worden; Er war unschuldig, und wahrhaftig der Sohn Gottes, für den Er sich ausgab.

Einige Tage hernach erscholl das Gerücht in der Stadt, Jesus sey von den Todten auferstanden, viele glaubten es, viele auch nicht; Cornelius aber wollte Gewißheit von der Geschichte haben, er fragte einige von den Jüngern, und erfuhr die Wahrheit, gern hätte er sich durch seine eigene Augen davon überzeugt, aber dazu kam es nicht. Er und die zween Griechen gingen also nach dem Fest mit den zweihundert Mann wieder nach Cäsarea.

In den Seelen des Hauptmanns und seiner beiden Freunde entstand nun ein beständiges Ringen nach Wahrheit; sie beteten, und er suchte besonders durch einen frommen Wandel und durch Wohlthätigkeit Gnade bei Gott zu erlangen; di-

beiden Griechen auf ihrer Seite thaten auch was sie konnten.

Beinahe zwei Jahre hernach, als der Hauptmann des Nachmittags um drei Uhr ernstlich betete, so erschien ihm ein majestätischer Engel, Cornelius erschrack, aber der Engel beruhigte ihn, und sagte ihm: er solle nach Joppen ins Haus Simons des Gerbers schicken, da wäre Petrus, den solle er holen lassen, der würde ihm sagen, was er thun sollte. Er schickte den Philomenes und den Alexis nebst einem Soldaten dahin, den Erfolg lese man Apostelgesch. 10.

Cornelius und die Beiden wurden nun wahre Christen, und die Erstlinge aus den Heiden. Was aus allen dreien nun weiter geworden ist, das weiß ich nicht. Aber so viel weiß ich, daß der Herr sich an keiner Seele unbezeugt läßt, die es redlich meint.

7.

Fritz und Rupert.

Eine wahre Geschichte.

An einem schönen Morgen im Mai, als die kalten Nächte nun vorbei waren, der Kukuk aus dem Gebüsche heraus rief, und die Vögel ihr fröhliches Morgenlied sangen, da machten sich die zween Bettelknaben Fritz und Rupert auch von ihrem Stroh auf, und kratzten sich eine Weile hinter den Ohren; sie hatten in einer Scheuer geschlafen, ein Bauer hatte ihnen das erlaubt. Endlich reichte Fritz nach seinem Bettelsack und sagte: du Rupert, wo wollen wir denn heut hinaus? Ei, mir gilts eins wo wir hingehn! antwortete Rupert; wir streichen herum, wo wir etwas kriegen. Ja, höre Rupert, fuhr Fritz fort, ich muß dir etwas sagen, mir ist's so recht nicht mit dem Herumstreichen. Sieh! ich will dir erzählen, was ich diese Nacht geträumt habe: ich träumte, es wäre Morgens früh, die Sonne war noch nicht aufgegangen, und

es war mir so, als wenn wir zween, ich und du, nach einer großen schönen Stadt hätten gehen sollen, wo es uns recht wohl gehn sollte. Nun wußten wir nicht, wie wir das machen sollten, denn wir kannten den Weg nicht, und hatten auch keine Schuhe, und der Weg war weit; wir sprachen darüber, und ich war recht betrübt, du aber machtest dir nicht viel daraus, und sagtest, ich bleibe lieber am Betteln, ich mag nicht reich und glücklich werden, was soll ich mich da den ganzen Tag müde laufen, ich habe nichts in der Stadt zu thun. Ich aber hätte gar gerne den Weg gewußt, und wäre gerne barfuß nach der Stadt gegangen.

Als wir noch so davon sprachen, so kam ein schöner vornehmer Mann wie ein Herr daher, und redete uns an. Hört Buben! was macht ihr da, schämt ihr euch nicht, daß ihr so müßig geht? geht nach der Stadt, da könnt ihr Brod bekommen, und reiche vornehme Leute werden, wenn ihr euch anders wohl aufführt. Ich fing an zu weinen und sagte: Ja Herr, ich will gerne gehn, aber siehe, ich habe keine Schuhe, und ich weiß auch den Weg nicht. Der Herr lächelte mich an, und gab mir einen Thaler, und dir einen, und sagte: kauft euch Schuhe dafür, und nun macht euch auf, und geht immer dahinaus, wo die Sonne aufgeht, so werdet ihr gewiß die Stadt finden. Nun ging der Mann fort, ich lief und holte mir Schuhe, du thatst das aber nicht, du

kauftest dir allerhand Gutes zu essen für das Geld und dachtest an keine Schuh, ich aber gab mich nun ans Laufen, lief und lief, und kam bald auf einen hohen Berg; da sah ich nun weit vor mir hin eine schöne große Stadt liegen, und indem ich mich so umsah, kam der fremde Mann wieder zu mir, er klopfte mir auf die Schultern, und sagte: Fritz du bist ein recht braver Junge! ich wollte nur sehn, ob du auch das Herz hättest, dich auf den Weg zu machen, jetzt siehst du, da das hübsche Haus das will ich dir schenken, Essen, Trinken und Kleider sollst du genug haben, du sollst den Leuten, die da den Berg herauf wallen, den Weg nach der Stadt zeigen, da mußt du immer an dem Berge auf und ab gehn, und die Leute recht führen, wenn ich dir dann rufe, so kommst du, und ich führe dich dann auf einmal in die Stadt, wo du ein Haus haben sollst, wie ein König, und wirst ein großer Herr werden, denn ich bin Herr der Stadt. Ich aber freute mich so, daß ich erwachte.

Rupert. Hm! da hast du etwas rechts geträumt, was willst du denn damit?

Fritz. Höre, das will ich dir sagen, ich gehe einmal nicht mehr betteln, das Ding liegt mir so im Sinn, ich möchte gern nach der Stadt gehn!

Rupert. Du bist ein Narr, es war ja ein Traum!

Fritz. Nun! laß es einen Traum seyn, ich will nun einmal nicht mehr betteln, ich gehe zu dem Pfarrer, weißt du, der gestern zu uns sagte, wir sollten arbeiten lernen, er wolle uns dazu helfen.

Rupert. Da geh du hin, ich mag nicht.

Fritz nahm still seinen Sack, hing ihn an die Schultern, und wanderte nach dem Pfarrhaus; so wie er in die Thüre trat, kam die Magd heraus, sie fuhr ihn hart an und sagte: bist du schon wieder da Bube? pack dich fort! der Bube versetzte traurig: ich wollte aber gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer sprechen. Was wirst du mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen haben! rief die Magd, geh scher dich! — Zum Glück hörte der Pfarrer diese Worte in der Stube, er kam heraus und fragte was es sey? Der Knabe stand da mit Thränen in den Augen, Herr Pfarrer! ich mag nicht mehr betteln, ich habe diese Nacht etwas geträumet, das hat mir das Betteln leid gemacht. Was hast du denn geträumt? fragte der Pfarrer.. Fritz erzählte alles was ihm im Traume wiederfahren war, der Prediger gerieth ins Nachdenken, endlich fing er an: Höre Junge! das ist ein sehr merkwürdiger Traum, sey fromm und brav, so kann noch etwas aus dir werden, jetzt setz dich dort an die Thür und warte bis ich dich rufe. Nun ging er in die Stube und erzählte seiner Frau was vorgefallen war. Der guten Frau Pfarrerin kamen

die Thränen in die Augen, sie erbarmte sich über den Knaben, und sagte: Lieber Mann! unser Herr Gott hat uns ja Brod gegeben, wir haben keinen Sohn, laß uns den Knaben erziehen, er kann uns ja doch im Haus allerhand Dienste thun. Das war dem Pfarrer recht, er ging wieder heraus, rief den Knaben, und versprach ihm ihn zu zu behalten, wenn er rechtschaffen und brav seyn wolle. Fritz sprang auf und weinte für Freuden. Die Frau Pfarrerin kam auch herzu, und das ehrliche gute Gesicht des Kindes gewann vollends ihr Herz. Sie kleidete ihn reinlich, und ließ ihn für den Anfang kleine häusliche Arbeiten verrichten; bald merkte der Pfarrer aber, daß er mehr Lust hatte etwas zu lernen, daher schickte er ihn in die Schule, und da Fritz so aus der Maßen gut begriff und fleißig war, auch endlich auf die Universität um zu studieren.

Als nun Fritz Candidat war, und mit so vielem Beifall predigte, so daß ihn jeder zum Prediger haben wollte, so bekam er bald eine schöne Pfarrei und sein würdiger Pflegvater gab ihm eine seiner Töchter zur Frau. Glücklich und geliebt von seiner Gemeinde lebte nun Fritz lange Zeit im Segen, er zeigte den Leuten den Weg auf den Berg mit aller Treue, und wartete auf seinem Posten ruhig ab, bis der Herr ihn in die herrliche Stadt abrufen würde.

Einstmals wurde in der Gegend, wo Fritz Prediger war, ein Bande Spitzbuben gefangen,

und festgesetzt. Fritz besuchte sie, um, seinem Amte gemäß, alles zu thun, sie zu bekehren, und ihnen dann zu zeigen wo sie allein noch Gnade zu hoffen hätten. Bald fand er unter ihnen einen Mann von seinem Alter, dessen Gesichtszüge ihm auch etwas bekanntes hatten; er fragte ihn also, wo er zu Hause sey, und wer seine Eltern gewesen wären? Der Uebelthäter antwortete, er habe keine Heimath, und seine Eltern habe er nicht gekannt, er habe von Kindesbeinen an gebettelt, weiter könne er sich nichts besinnen.

Nun so erzählt mir denn doch eure Lebensgeschichte, fuhr der Pfarrer fort: das will ich gerne thun, Herr Pfarrer! versetzte der Gefangene und erzählte nun, er habe immer als Kind sein Brod vor den Thüren gesucht, endlich als er größer wurde, sey er von den Leuten abgewiesen worden, geh und arbeite! habe es immer geheißen, aber niemand habe ihm Arbeit geben wollen, auch sey es ihm nie recht Ernst darum gewesen, sondern das Herumziehen habe ihm besser behagt. Endlich habe er Lust zum Heirathen bekommen, und bald auch ein hübsches Bettelmädchen gefunden, die er genommen habe und mit ihr herumgezogen sey.

Der Pfarrer. Aber wo ist denn nun eure Frau?

Der Gefangene. Sie sitzt auch hier gefangen, denn sie war immer dabei, wo es ans Rauben und Stehlen ging.

Der Pfarrer. Aber nun erzählt doch wei-

ter, wie kamt ihr denn an dies schrecklich Handwerk?

Der Gefangene. Daran war eben meine Frau, und dann mein Hang zum Müßiggehen schuld, auch hatte sie einen Bruder, der unter einer Bande Spitzbuben war, ich sah ihn zuerst auf einem einsamen Bauernhof, sein Wesen gefiel mir, er hatte Geld und schöne Kleider genug, aber mich sah er kaum über die Schulter an, dies verdroß mich, ich fing an mit meiner Frau zu zanken, und drohte ihr, sie sitzen zu lassen, und fort zu gehen, wenn sie nicht mache, daß ihr Bruder freundlich mit mir sey. Nun fing sie an, mir zuzusprechen, ich solle mit ihrem Bruder gehen, sagte sie, aber es fehle mir an Muth, deswegen könne mich auch ihr Bruder nicht leiden; bald brachte sie mich so weit, daß ich selbst Lust bekam, ich ging mit und half rauben und stehlen, und befand mich gut dabei; oft hatte ich Ueberfluß, oft mußte ich aber auch wieder dazwischen betteln. Aber immer ist mirs eingefallen, daß es doch am Ende nicht gut ablaufen würde, und da dachte ich oft an einen Kameraden, den ich hatte, als ich noch ein Kind war, der hatte einmal, als wir zusammen in einer Scheuer schliefen, einen Traum, der ihn so unruhig machte, daß er fortging; ich habe seitdem nichts weiter von ihm gehört, als daß er zu einem Pfarrer gekommen ist, denn ich kam nun in andre Länder; aber oft fiel mir der Bube mit seinem Traum ein,

denn, dachte ich, vielleicht gehts dem guten Fritz besser als dir, und ich möchte noch gerne wissen, wo er hingekommen ist.

Der Pfarrer. Heißt ihr nicht Rupert?

Der Gefangene. Ja.

Nun, fuhr der Pfarrer fort, und ich bin der Fritz, der bei euch in der Scheuer lag und den Traum hatte. — Der Gefangene wurde blaß vor Schrecken; Allmächtiger Gott! rief er, so glücklich hätte ich euch werden können; aber ich Elender bin nun ein Dieb und ein Mörder, denn ich will es Ihnen nur gestehen, auch Mordthaten habe ich begangen, ach Herr Pfarrer! ich habe nichts gelernt, ich weiß von Gott und seinem Wort nichts, aber das weiß ich doch, daß ein Gott ist, und daß nach diesem Leben die Frommen selig, und die Gottlosen, wie ich einer bin, verdammt werden; ich weiß auch wohl, daß ich den Tod verdient habe, und daß ich nun sterben muß, aber wenn ich sollte in die Hölle kommen! Ach Gott! Ach Gott! ist denn kein Rath mehr, kann ich nicht mehr selig werden?

Der Pfarrer antwortete: O ja Rupert! du kannst wohl noch errettet werden, aber es wird dir doch schwer werden; du kannst jetzt nichts besseres thun, als daß du alles bekennst, was du gethan hast, und dann, daß du alle angiebst, die Theil an deinem Rauben und Morden haben, damit auch sie ihren verdienten Lohn empfangen.

Das will ich gerne thun, sagte der Unglückliche, ach! ich will alles thun, was Sie mich heißen.

Der Pfarrer nahm sich nun seines alten Kameraden treulich an, und unterrichtete ihn in allen Stücken, die zu seiner Seligkeit nöthig waren. Rupert bekannte grausame Dinge, er gab auch an, wo man seinen Schwager finden könnte, denn dieser war Rädelsführer von einer andern Bande geworden; man bekam ihn auch, aber er blieb verstockt bis zu seiner Hinrichtung; er wurde geradbrecht und geviertheilt.

Mit Rupert hatten die Richter Mitleid, weil er alles bekannte, er wurde durch das Schwerdt hingerichtet, und starb als ein bußfertiger Sünder. Wir wollen hoffen, daß er noch zu Gnaden angenommen sey, aber es ist schwer, wenn man die Buße so lang aufschiebt.

8.

Merkwürdige und wahrhafte Geschichte eines armen Bauernknaben.

In dem sogenannten Baierischen Successions-Krieg, der im Anfang der vierziger Jahre des verflossenen achtzehnten Jahrhunderts gegen die Kaiserin Königin Maria Theresia von verschiedenen europäischen Mächten geführt wurde, diente ein gewisser Herr von Falkenhain aus dem Elsaß als Offizier in der französischen Armee; dieser nahm einen armen Bauernknaben Namens Ammel, aus dem Dorfe Kolbsheim, der auch sein Unterthan war, als Roßbuben mit. Ammel war ein guter braver Bursche, aber seine blutarme Eltern konnten ihm keine Erziehung geben, und er hatte weder Lesen noch Schreiben gelernt; er folgte also seinem Herrn zur Armee und diente ihm treulich. Nun war das Fouragiren bei Lebensstrafe verboten, und doch zwang ihn sein Herr, der Commandant eines französischen Bataillons war, mit Gewalt dazu; alsofort wurde

der arme Tropf von den Häschern ertappt und ohne weitere Umstände zu einem Baum geführt, an den sie ihn hängen wollten. In dem Augenblick entdeckten sie noch andere, die auch fouragirten; damit ihnen nun diese nicht entgehen möchten, und um auch das Aufknüpfen an allen zugleich und in füglicher Ordnung zu verrichten, so übergaben sie den Ammel sogleich einer Vorwache, die ihn so lange verwahren sollte, bis die andern Verbrecher auch eingefangen wären; nun war aber der wachthabende Offizier ein Freund des Herrn von Falkenhain, und um den armen Roßbuben zu retten, gab er der Wache einen Wink, die ihn also laufen ließ.

Ammel konnte nun nicht mehr in dem bisherigen Dienst bleiben, daher ging er in ein anderes Lager der französischen Armee, und wurde Husar. In den vielen Scharmützeln und Schlachten, denen er beiwohnte, bewahrte ihn die gütige Vorsehung dergestalt, daß er ohne allen Schaden davon kam.

Einsmals als er gefangen wurde, kroch er auf dem Bauch durch alle Wachen hindurch, und kam glücklich wieder zu seinem Regiment. Hier trug sichs nun zu, daß ein Detachement Husaren beordert wurde, Kriegsgefangene nach Mastricht zu bringen, Ammel war mit unter dieser Begleitung: auf dem Wege wurde er unter den Gefangenen einen schönen jungen Mann, von edlem Anstand und Ansehen gewahr, der bisweilen Thrä-

nen vergoß; sein Herz wurde weich, er nahte sich ihm, und fragte mitleidig: was fehlt ihm, mein Freund? fürchte er sich nicht! die französische Kriegsgefangenschaft ist nicht so hart, und vielleicht wird er bald ausgelößt. — Ach, erwiederte der Gefangene, das ist die eigentliche Ursache meiner Thränen nicht — aber — indem er einen Fuß aufhub — Seh' er da, welche schlechte Schuh und Strümpfe ich habe! — sie waren ganz zerrissen und dieser Zug geschahe in den kalten und regnichten Novembertagen; dann fügte er noch hinzu, er sey aus einem guten Hause, und eines solchen Jammers nicht gewohnt. O! wenn es nur das ist, versetzte Ammel, so habe er nur Geduld, bis wir dort an das Städtchen kommen, da soll ihm geholfen werden.

Bald kamen sie in dem Städtchen an, und da sie an dem Thore Halt machen mußten, um daselbst zu speisen, so bat unser Husar seinen Offizier um Erlaubniß, in die Stadt zu reiten, weil er etwas kaufen müßte; er erhielt sie, ritt in vollem Gallop hinein, kaufte ein neues Paar Strümpfe und Schuhe, ließ seine Flasche mit Brantewein füllen, nahm noch einige Brödchen mit, und wie ein Blitz war er wieder da, rufte dem Gefangenen freundlich zu: da neue Strümpfe, neue Schuh — geschwind weg mit den alten, und — indem er ihm die Flasche und das Brod reichte — stärk' er nun auch sein Herz, und sey er gutes Muths! — Der Herr wird ferner für ihn sorgen! —

Bestürzt, und innig gerührt, erhob der Holländer die Hände gen Himmel, er wollte sich zu den Füßen des Husaren werfen, der es aber nicht zugab, dann rief er: ach mein Gott! wenn ich ihm nur diese Wohlthat noch in diesem Leben vergelten könnte, so wollte ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen! Bald kamen denn die Gefangenen nach Mastricht, und Ammel mit seinen Kameraden wieder zurück zu ihrem Regiment.

Unser guter Husar diente treulich fort, da er aber Protestant war, so wurde er von seinen katholischen Kameraden unaufhörlich geneckt; er klagte es oft seinen Offizieren, allein die lachten dazu, und bekümmerten sich wenig um seine Klagen; endlich wurde es ihm unerträglich, und er beschloß zu desertiren; dies gelang ihm, er kam glücklich durch, und reiste nach Frankfurt am Main, wo er damals sicher war. Nun hatte er oft von Ostindien gehört, und daß man da wohl sein Glück machen könnte; er beschloß also, dorthin zu reisen, und ganz von diesem Gedanken erfüllt, sah er im Traum schon das Schiff, das ihn über das Weltmeer nach Ostindien tragen sollte.

Des andern Morgens stand er früh auf, und fragte nach dem Wege nach Ostindien; man belehrte ihn, daß er den Main und Rhein hinab nach Holland, und zwar nach Amsterdam reisen müßte, wo er Gelegenheit finden würde, sein Vorhaben auszuführen. Alsofort machte er sich auf den Weg, und langte in Amsterdam an. Mit

Geld, welches er sich in seinem Dienst erspart hatte, ziemlich versehen, kehrte er in dem nächsten gut aussehenden Wirthshaus ein, setzte sich, und forderte Brod und einen Schoppen Wein; indem er so da saß, und über seinen vorhabenden Plan nachdachte, trat ein junger schöner und ansehnlicher Mann, in einem feinen Persianischen Talar, und seidenen Bund gekleidet, ins Zimmer. Im Auf- und Abgehen fing dieser fremde Herr an, unserm Ammel scharf ins Angesicht zu sehen, und ihn genau zu beobachten; dieser gute Mensch wurde bange, denn die schrecklichen Seelenverkäufer fielen ihm ein. Endlich, als der Persianer anfing und sagte: Mein Freund! will er mir nicht den Gefallen erweisen, und in einem andern Zimmer mit mir zu Mittag speisen? so überlief den armen Ammel ein eiskalter Schauer, und er schlug es dankend ab. Der Fremde merkte, was er fürchtete, und sagte daher sehr freundlich zu ihm: Seine Furcht ist ungegründet, ich habe nichts Böses, sondern etwas ganz anders im Sinn; komm er nur getrost! — Ammel folgte, aber wie ward ihm, als der fremde Herr nun unter vier Augen ihn fragte: Mein Freund! ist er nicht ehmals französischer Husar gewesen?

Antw. Ja mein Herr!

Hat er nicht einmal holländische Gefangene nach Mastricht begleitet?

Antw. Ja mein Herr!

Hat er nicht einem dieser Gefangenen Strümpfe

und Schuh gekauft, und ihn in seinem Elend erquickt?

Antw. Ja mein Herr!

Nun fiel der Fremde dem Ammel mit milden Thränen und schluchzend um den Hals, und sagte: Der Gefangene war ich, mein Freund! Gott! womit kann ich ihm nun seine Liebe vergelten! Sag er an, womit kann ich ihm dienen? — wie ihm helfen? Was nur in meinem Vermögen ist, steht ihm zu Diensten! —

Ammel stand da wie versteinert, endlich brach er auch in Thränen aus, und erwiederte: Lieber Herr! das war ja eine gar kleine Gefälligkeit, und außerdem Menschenpflicht, ich habe keinen größeren Wunsch, als nach Ostindien zu reisen, — wenn ich nur nicht brauchte Matrose oder Sclave zu werden.

O wie schön! rief der Fremde aus, ich bin Commandeur eines ostindischen Schiffs, und reise in vierzehn Tagen dahin ab, bleibe er nun so lange bei mir, ich will dann schon aufs Beste für ihn sorgen.

Jetzt war der Grund zu Ammels Glück gelegt, der Commandeur brachte ihn nach Colombo auf der Insel Ceylon, avancirte ihn so bald als möglich war, zum Sergeanten und gab ihm vor seiner Rückreise nach Europa alle ersinnliche Anweisung, wie er sich dort nicht allein ehrlich nähren, sondern auch ein hübsches Vermögen erwerben könne; nun hatte er schon in seinen

Soldatenjahren nachgeholt, was seine Eltern versäumt hatten; er war im Lesen, Schreiben und Rechnen geübt, und konnte sich also nun um so leichter einem Geschäfte widmen; er wählte die Juwelierkunst zu seinem Beruf, blieb dreizehn Jahre in Colombo, und machte inzwischen Reisen nach China, Japan, Batavia, nach der Küste von Coromandel u. s. w. Während dieser Zeit erwarb er sich ein ansehnliches Vermögen.

Daß Ammel von jeher ein gutherziger braver und rechtschaffener Mensch war, das erkennt man leicht aus seiner bisherigen Geschichte, aber das wahre Christenthum, die einzige Quelle aller wahren Tugenden und reinen Sittlichkeit kannte er noch gar nicht; nun hatte ihn zwar der Erlöser und Beglücker der Menschen an irdischen Gütern gesegnet, aber seine unbefangene Wohlthätigkeit, und seine Treue im Kleinen sollte auch mit der ewigen Seligkeit bekrönt werden.

Einsmals, als er in einer Spielgesellschaft den ganzen Abend bis in die Nacht zugebracht hatte, gerieth er bei dem Nachhausegehen in große Gefahr; er kam ins Wasser, welches ihm bis an den Hals ging, und er sahe nun den Tod vor Augen; jetzt wurde die Angst seines Herzens groß, er flehte zum Allerbarmer um Rettung; er fühlte seine Fluchwürdigkeit, und daß er, wenn er in diesem unbekehrten Zustand stürbe, unfehlbar verlohren gehn würde; zugleich entstand der feste unabänder-

liche Vorsatz in ihm, daß er, wenn ihm jetzt der Herr das Leben fristen würde, alle seine Tage und Kräfte in der Furcht Gottes und in seinem Dienst zubringen und verwenden wollte. Er fand Grund und wurde gerettet.

Als er nach Haus kam, und sein Mohrensclave, den er im Christenthum hatte unterrichten und taufen lassen, ihn in diesem erbärmlichen Zustand sahe, und ihm einen tiefbeschämenden und drohenden Blick zuwarf, der ihm durch Mark und Bein drang, so wurde sein Herz vollends zerknirscht, und sein Vorsatz unabänderlich gegründet; von nun an beschäftigte er sich mit Singen, Beten, Lesen und gottseligen Betrachtungen.

Um diese Zeit kam auch der Apostel der Malabaren, der berühmte und fromme Missionarius Schwarz nach Colombo um dort einen Besuch zu machen; dieser leitete ihn nun vollends auf den wahren evangelischen Weg, wie er im Glauben an Jesum Christum, und seine Erlösung, der Heiligung nachjagen, und als ein wahrer Christ leben und sterben müsse.

Von nun an war ihm der Aufenthalt in einem Lande, wo die Christen zur Schande der Religion allen Lastern ergeben, und den tugendhaften Heiden sehr anstößig sind, unausstehlich; er machte also all sein Vermögen zu Geld, und reiste nun wieder nach Europa und Deutschland zurück.

Als er auf die Grenze seines Vaterlandes kam, so fiel ihm ein, daß er desertirt war, und nach

den Gesetzen gestraft werden könnte; er schrieb also an seinen ehemaligen Herrn, den Baron von Falkenhain und erkundigte sich, ob er sicher kommen könnte? Dieser Cavalier war während der Zeit auch zur wahren Selbsterkenntniß und zum Glauben an den Freund bußfertiger Sünder gekommen, und da er aus gewissen Ausdrücken in Ammels Brief die nämlichen Gesinnungen bemerkte, so beantwortete er ihn in demselben Ton und versicherte ihm, daß er ohne die geringste Gefahr zu befürchten, kommen könnte.

Es ist natürlich, daß dieser Brief in mehr als einer Rücksicht dem guten frommen Ammel Ruhe, Friede und Freude einflößen mußte, er kam also nun in sein Vaterland zurück, setzte sich zu Barr im Elsaß, und fing eine kleine Handlung an, mit welcher er sich nun über dreißig Jahr mit Glück und Segen beschäftigt hat. Er lebt in einer kinderlosen Ehe, nunmehro in einem hohen Alter, stirbt den äußeren Sinnen nach und nach zusehends ab, und wartet mit Sehnsucht auf die frohe Stunde seines Abrufs.

Der fromme gottselige Freund, der mir diese interessante Geschichte erzählte, und einer seiner nächsten Nachbarn und vieljähriger vertrauter Freund ist, konnte mir nicht genug sagen, wie ruhig, wie kindlich vergnügt, und dankbar er jeden Schimmer von Hoffnung, bald aufgelößt und daheim bei dem Herrn zu seyn, aufnimmt.

Dort, sagt er tausendmal, wenn ich Ihn sehen, und mich zu seinen durchbohrten Füßen niederwerfen werde, dann will ich Ihm erst für seine heilige Führung danken, hier bin ich zu schwach dazu.

Dergleichen Geschichten sind Fortsetzung der Bibel, unwidersprechliche Beweise, daß der Welterlöser auch Weltregent ist, und die Schicksale der Menschen zu dem Glauben an Ihn, an seinen versöhnenden Opfertod, und dadurch dann zur ewigen Seligkeit leitet. Mir sind solche Erfahrungsbeweise köstliche Kleinode, die ich da aufhebe, wo ich sie finde, mich ihrer höchlich freue, und sie dann gerne den Liebhabern der Wahrheit mittheile.

9.

Sonderbares Beispiel einer Erbsünde.

Man kann von den Eltern physische Uebel erben, ob aber auch Laster und Tugenden? darüber wird noch gestritten. Freilich bemerkt man oft, daß Leidenschaften aller Art vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter fortgepflanzt werden; allein dies kann auch ohne angeerbte physische Anlagen, durch Beispiel und Erziehung geschehen; ja man will sogar behaupten, es gäbe durchaus keine Erbsünde, und man hat Vortheil dabei, wenn mans behauptet, weil es ins herrschende System paßt.

Physische Anlagen zu moralischen Handlungen giebts gewiß in jeder menschlichen Natur. Für den Sittenlehrer nach der Mode ist das nun freilich ein schweres Problem zum Auflösen; desto leichter aber für den wahren erleuchteten Christen; denn der weiß ganz zuverlässige Quellen, woher man moralische Anlagen zu physischen Handlungen nehmen kann, und

diese sind ja gerade die Kräfte, wodurch man den physischen Anlagen zu moralischen Handlungen die wahre Direction giebt.

Es giebt hervorstechende Erscheinungen in der Natur — Stammwörter ihrer Sprache, die hernach unendlich viele Ableitungswörter haben. Selig, wer in dieser Etymologie gute Fortschritte macht! — er lernt die Grundsprache des ersten Theils der Offenbarungen Gottes an die Menschen verstehn; mit dem zweiten wirds ihm dann nicht schwer fallen, wenn ers auch im Hebräischen und Griechischen nicht weit gebracht hätte.

Leser! studiert folgendes Natur-Stammwort recht aus, sucht seinen wahren Begriff zu bestimmen und zu berichtigen, so wird euch ein großes Licht aufgehen.

Es giebt auch Fälle, in welchen die Geschichte unter erborgten Namen incognito reisen muß; ein solcher Fall tritt hier ein.

Zu Bauernheim im Fürstenthum Niemandsleben wohnte ein alter wohlhabender Bauer nebst seiner Frau und einer einzigen Tochter; wie mans nehmen will, zufrieden und glücklich: denn bei dem Landmann heißt dies gewöhnlich nichts mehr als: Mannskraft genug besitzen, seinen Zustand zu ertragen. So lange der gemeine Mann durchgehends noch nicht so fein gesittet ist, daß er das wahre Gute seiner Lage und Verhältnisse, und das wahre Böse in den Standpunkten der höhern Classen durchzuschauen vermag, se

lang beneidet er diese, weil sie keine schwere körperliche Arbeiten thun, besser essen und trinken, hübschere Kleider haben, und mehrere Lustbarkeiten genießen als er. Dies war auch gerade der Fall bei dem alten Johannes Schlitzer. Er hatte Hülle und Fülle in seinem Hause, und auch wohl ein Capitälchen ausgeliehen, war aber doch eigentlich niemals froh, und niemals hatte ihn jemand lachen gesehen. Sogar seine eigene Frau wußte sich dessen nicht zu erinnern. Immer sah er ernst und feierlich, nie weinerlich, aber doch auch nie heiter aus, er sprach wenig und lakonisch, theilte keine Hiebe aus, nahm aber auch keine an, war nie unzufrieden, außer wenn der Herr Pfarrer zu viel Wein getrunken hatte, und das Wort Gottes, wie er sich ausdrückte, nicht recht über die steife Zunge wegfließen wollte; oder auch wenn ein junger Beamter ihn oder einen seiner Nachbarn duzte, oder aushunzte, oder seine Schuhe an ihm abputzen wollte. Dann klagte er gewöhnlich über Kopfweh, und es ward ihm übel. Seine Grethe war ein guter Schlag von Weibe; bäurischreinlich, nicht bösartig, keine Klätscherin, und, was erstaunlich viel sagen will, nie war einer ihrer Nachbarinnen auch nur von ferne der Gedanke eingefallen, sie könnte wohl eine Hexe seyn. Grethe war ein gutes Weib, eine treue Hausmutter, eine hülfreiche Nachbarin, und zuverlässige Freundin.

Agnese, die dritte Person dieser Familie, war mit einem Wort an Leib und Seel ein vortreffli-

ches Mädchen, wenn Schönheit, Tugend, Bescheidenheit und Arbeitsamkeit, verbunden mit Reinlichkeit und feinen Sitten, anders den Begriff dieses Worts ausdrücken. Sie lebte mit ihren Eltern in ununterbrochenem Einverständniß, und niemand zweifelte daran, daß der Jüngling, der diese einzige Tochter heimführte, nicht sehr glücklich seyn würde: es fanden sich auch wohl einzelne Gelegenheiten, die aber vor der Hand allen dreien nicht passend waren.

Nun hatte aber die Bauernheimer Gemeinde einen gemeinschaftlichen Hirten, Namens Schiffel; ein Wesen, das die Natur zum Grenzpfahl zwischen der Menschheit, und dem Reich, dessen Bürger er auf die Weide führte, bestimmt zu haben schien. Schiffel hatte kein einziges Glied an seinem Leibe, von dem man mit Wahrheit sagen konnte, es sey verkrüppelt, aber auch kein einziges, das zum andern paßte. So oft ich ihn sahe, kams mir vor, als wenn der Schöpfer von ein paar hundert Menschen die einzelnen Glieder genommen, und dann dieses Schiffelding gebaut hätte; keine Bewegung war regelmäßig; wenn er ging, so kehrte er die rechte Seite vor, und bewegte dann die Füße seitwärts; ohne dumm zu seyn, denn er war pfiffig und schlau, hatte er doch nie ein Gewerbe begreifen können, darum war und blieb er auch Hirte. Naseweiß, drollicht, oder muthwillig war Schiffel ganz und gar nicht, er lachte eben so wenig als Johannes Schlitzer,

aber er hatte es faustdicke hinter den Ohren. Da ihm nun sein Hirtenamt blutwenig eintrug, so ergriff er ein leichtes Nebengewerbe, womit er sich manchen schönen Thaler verdiente: er gab nämlich praktischen Unterricht in der Kunst, Sachen von Werth für Dieben zu verwahren. Zur Belohnung nahm er dann gewöhnlich dasjenige, was nicht sorgfältig genug aufgehoben wurde, und dies wußte er so schlau zu machen, daß niemals jemand mit Grund an ihn kommen konnte; jeder wußte, daß der Hirte stahl, aber keiner durfte es öffentlich über seine Zunge kommen lassen. Bei Schiffeln traf auch das Sprüchwort nicht ein, womit seine Bauern gar oft auf ihn stichelten, wenn hier oder da wieder etwas ohne Erlaubniß des Eigenthümers war beiseitigt worden:

Der Krug geht so lange zum Bach,
Bis er endlich bricht Hals und Krag'.

Nein! Schiffel brach Hals und Krag nicht — er ward ziemlich alt, und kam wenigstens öffentlich mit Ehren an sein Ende.

Es giebt viele unbegreifliche Dinge in der Welt, aber eins von den allerunbegreiflichsten wars doch, als auf einmal die Mähre durchs ganze Dorf erscholl: Schlitzers Agnes sey in gesegneten Umständen, und zwar von dem Hirten Schiffel! — Jeder der das zuerst hörte, blieb eine Zeitlang in der Attitüde, worin ihn der Schall dieser Zauberworte überraschte: dem Tabacksraucher, der gerade Rauch ausblies, blieb der Mund so

stehen; wer schnupfte, dem blieben der Daumen und der Zeigefinger an der Nase hangen; der Näherin starrte der Arm in der Luft, der Viehmagd an der Mistgabel oder am Euter. Kurz! die Noth war allgemein, das ganze Dorf stand da mit offenem Maul, und jeder sagte: Nein! das ist nicht möglich! — Aber es war nicht blos möglich, sondern sogar wirklich; wie aber Schiffel, eine Art von Ungeheuer, ein so edles, treffliches und tugendhaftes Mädchen hatte verführen können, das gehört zu den Stammwörtern der Natur, die freilich nicht Jedermanns Ding sind. Das Zusammentreffen der Umstände macht zuweilen eine Sache möglich und wirklich, die der A B C Schüler hernach für Wunderwerk ansieht. Genug! es war so; die Natur hatte ein Machtwort gesprochen, und so mußte der Mensch seine Vernunft unter ihren Gehorsam gefangen nehmen.

Johannes Schlitzer schwieg und griesgramte in sich selbst. Grethe rang die Hände und weinte, Agnes verhielt sich wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, und Schiffel befand sich ganz behaglich bei der Sache. Ein freundschaftlicher Umgang in einer vergnügten Ehe, ein alles versüßendes Familienverhältniß und die wechselseitigen Ausflüsse der Liebe waren seine geringsten Bedürfnisse; denn er war billig, was er selbst nicht geben konnte, das forderte er auch nicht. Dagegen eine einzige Tochter mit einem beträchtlichen Vermögen zu genießen, das war ihm behag=

lich; daß sie schön war, war auch wohl gut, allein für ihn nichts weniger als eine Hauptsache.

Schiffel und Agnes wurden also kopulirt; die Tage ihrer Verbindung waren keine Hochzeit die man fröhlich feiert, sondern eine Tiefzeit die man betrauert, und von nun an war alles wie gewöhnlich, kein Mensch bekümmerte sich mehr um die Sache. Daß Schiffel in seinem ganzen Leben keine frohe und freundliche Miene in seinem Haus sah, das war sein geringster Kummer, er hätte sie ja auch nicht erwiedern können; Jahrelang vegetirte er so fort; Zank war im Hause ganz und gar nicht, wohl aber ein beständiges Schweigen; einzelne Sylben und Zeichen war alles, was man hörte und sah.

Nichts war charakteristischer, als die vier Menschen essen zu sehen. Hinter dem Tisch in der Ecke saß Schiffel im Dunkel, seine großen, blassen, nichts sagenden Augen rollten auf dem Tisch umher, und suchten, was alles zu verschlingen seyn möchte. Gegen über vor dem Tisch saß der asthmatische, beständig hustende, auf beide Ellenbogen sich stützende alte Schlitzer. Jeder Bissen arbeitete sich mit Girren und Knurren hinunter, und seine ganze grämliche Miene hatte den Ausdruck des Wunsches: daß Schiffel doch am ersten besten Bissen ersticken möchte. Unten saß die alte Grethe, sie sah aus wie einer, der im schweren Gewitter nach Hause eilt,

und

und Agnes behielt ihre Schlachtschafs=Physiognomie bis an ihr Ende.

Merkwürdig war es, daß Schiffel von seiner Tiefzeit an, mit Agnesen, durchaus nicht mehr stahl; man konnte Geld verlieren, Schiffel konnte es ungesehen finden; es wurde ausgerufen, und kam an seinen rechten Herrn. Es schien, als wenn er seine Schwiegereltern und seine Frau durch Thatsachen hätte fragen wollen, was habt ihr denn an mir auszusezen? —

Indessen war denn doch das Nichtstehlen bei weitem nicht alles, was seine Leute von ihm forderten. Nach und nach bekamen diese beiden sonderbaren Eheleute auch zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beide waren Ebenbilder der Mutter, sowohl dem Körper, als dem Geiste nach. Jedermann liebte diese Kinder, denn sie waren die schönsten und wohlgezogensten im ganzen Dorf; ja es schien, als wenn der grämliche Großvater und die duldende Großmutter noch einmal vor ihrem Ende Freude genießen sollten; allein diese Freude war kurz. Beide starben bald nacheinander, und ein Jahr darauf auch Agnes. Jezt war also nun Schiffel mit seinen lieben und guten Kindern allein.

Ob wohl Schiffel jezt sein altes Gewerbe wieder ergreifen und stehlen wird? — Nein lieber Leser! auch jezt stahl er nicht, aber er ward so geizig und mißtrauisch, daß gar nicht mit ihm auszukommen war; er glaubte nun vielmehr, alle Menschen seyen Diebe und Betrüger, und dies machte

ihm den Diebstahl so verhaßt, daß er sich selbst nicht traute, und Geld und Geldeswerth vor sich selbst verbarg. Doch dies Leben dauerte auch nicht lange, denn er starb drei Vierteljahr nach seiner Frauen.

Jetzt waren von der ganzen Familie nur noch die beiden Kinder übrig. Der Sohn war zwölf, und die Tochter zehn Jahr alt, beide wurden unter die nächsten Verwandten vertheilt, und Haus und Güter verpachtet. Wo die Tochter geblieben und was aus ihr geworden ist, das hab ich vergessen, aber desto unvergeßlicher ist mir der gute Heinrich, der mein Spielkamerad und mit mir von einem Alter war.

Heinrich kam bei einem Vetter in Kost und Erziehung, der zunächst an seinem elterlichen Haus wohnte, und auch einen Theil der Schlitzerischen Güter gepachtet hatte. Dieser Vetter hieß Wilhelm und war ein durchaus rechtschaffner, thätiger, ehrenvoller und wohlhabender Mann. Er hatte den kleinen Heinrich sehr gerne zu sich genommen, denn er war überaus wohl gezogen, und von sehr liebenswürdigen Sitten. Kaum mochte der Knabe ein halbes Jahr in diesem Hause gelebt haben, als Wilhelm anfing zu merken, daß ihm von Zeit zu Zeit Geld gestohlen wurde; der gute Mann stutzte, und konnte nicht begreifen, wie das zuginge; denn auf Niemand in seinem Hause konnte er Verdacht fassen, und Fremde kamen nicht hinein; da aber das Ding fortdauerte,

so nahm er alle nöthige Maßregeln, und paßte insgeheim auf; da ertappte er dann zu seiner größten Bestürzung den armen Heinrich auf frischer That; — er stand wie versteinert dem Knaben gegenüber, und die Thränen drangen ihm in die Augen, ehe er etwas sagen konnte. Heinrich schwieg, zitterte und weinte; endlich fing Wilhelm an:

Aber um Gotteswillen Junge! wie kamst du zu dem Unglück? — Wenn deine Großeltern und deine Mutter das wüßten, ihre Knochen drehten sich in der Erde herum — willst du dich an den Galgen bringen? — Sieh! ich verzeihe dir das; du bist noch ein Kind: aber andere Leute verzeihen so etwas nicht, und dann bist du auf dein Lebtag beschimpft. Und denkst du denn nicht, daß ein Gott im Himmel ist, der alles sieht, was du im Verborgenen treibst, und alles ans Licht bringt, und nach diesem Leben in der Höllen bestraft? —

Lange konnte Heinrich vor Weinen und Schluchzen nichts herausbringen; endlich aber antwortete er mit gebrochenen Worten: Ach Vetter Wilhelm! ich kanns nicht ändern, ich hab' von Kind auf stehlen müssen. Oft kommts mich an, dann muß ich etwas stehlen, und wenn ich auch den Tod vor Augen sähe. Als ich drei Jahr alt war, so nahm ich meinem Großvater ein Dreibatzenstück aus der Tasche, und versteckte es; hernach stahl ich meiner Mutter ein silbernes Riechbüchschen, nun kamen sie dahinter, und ich

wurde tüchtig gehauen, aber ich konnt' es doch nicht lassen. Ich habe von meinem Vater und von meiner Mutter erstaunlich viel Schläge gekriegt, aber das hilft nicht, wenn michs ankommt, so muß ich stehlen, es mag gehen wie es will. Ich bestahl aber immer meine Eltern und Großeltern, daher kams nicht aus. Ach Vetter Wilhelm! sagt es doch Niemand, ich will ja auch wahrhaftig niemand anders bestehlen, als Euch.

Bei allem Unglück konnte sich doch Wilhelm bei diesen Worten unmöglich des Lachens enthalten. Ja ich will dir — etwas anders sagen! — rief er: aber wo hast du denn das Geld gelassen?

„Das verwahre ich."

Was willst du denn damit machen?

„Nichts! — Ja das weiß ich nicht, daran hab' ich nicht gedacht."

Wilhelm ließ sich nun das Geld wiedergeben: er bekam alles bei Heller und Pfennig wieder, was er bisher vermißt hatte. Indessen kam ihm die Sache doch sonderbar vor; um aber den Knaben zu schonen, sagte er damals Niemand etwas von der Sache, obgleich Heinrich das Stehlen von Zeit zu Zeit fortsetzte, und es aller Züchtigungen ungeachtet nicht lassen konnte. Als er es aber endlich einmal gar zu arg machte, und deswegen auch vielleicht zu hart gestraft wurde, so ging er heimlich fort; man erfuhr hernach, daß er in holländische Dienste gegangen, und weil er

auch dort das Stehlen fortsetzte, gehangen worden sey.

Doctor Gall hat diesen bedauernswürdigen jungen Menschen nicht gekannt, hätte er mit ihm zu gleicher Zeit gelebt, so würde er gewiß nach dem Diebsorgan geforscht, und es vielleicht auch gefunden haben. Aber nun der Philosoph — der Rezensent aller göttlichen Einrichtungen in der physischen Welt, was wird der sagen? — wenn der arme Heinrich Schiffel das Diebsorgan nicht gehabt hätte, so hätte er nicht gestohlen, und was konnte er dafür, daß er das Diebsorgan hatte? Dies hab' ich zwar den Doctor Gall nicht gefragt, als ich in Gesellschaft des badischen Hofs sein Collegium hörte, aber das sagte ich ihm, daß sein System Anlaß zu dieser Frage geben könnte, und er antwortete mir: der Mensch behält, aller überwiegenden Neigungen seiner verdorbenen Natur ungeachtet, doch seinen freien Willen. Ich füge noch hinzu: und die Religion verspricht Sieg und Ueberwindung auch über die Kräfte der Höllen - geschweige der Diebsorgane. Hätte Heinrich Schiffel eine ächtchristliche Erziehung gehabt, doch daß er die nicht hatte, daran war er nicht schuld, hätte er sich selbst der Gnadenmittel bedient, die ihm bei reiferen Jahren angeboten wurden, so hätte er durch ernsten Kampf überwinden können; um dies durch eine Erfahrun zu bestäti-

gen, so erzählt ich das Gegenstück in einer Geschichte.

In meiner Jugend kannte ich eine Bettelfrau die große Else genannt; ihr Mann war wegen Dieberei gehangen worden, mit ihm hatte sie drei Kinder gezeugt, die sie mit sich herum schleppte. Das älteste war ein Knabe von 10 Jahren, die beiden andern waren Zwillinge, Mädchen von 8 Jahren. An eine vernünftige christliche Erziehung war hier nicht zu denken; ihre Erziehung bestunde blos darinnen, so lang mit Betteln an der Thür anzuhalten, bis sie etwas bekommen hätten, und sich ja durch nichts abschrecken oder abhalten zu lassen. Nun wurde die große Lise krank, es war Sommer, und sie lag auf einem Dorf, im Fürstenthum Nassau-Siegen, auf der Lützel genannt, in einer Scheuer; vor ihrem Tod vermachte sie dem Sohn das Fürstenthum Nassau-Siegen, der einen Tochter das Fürstenthum Nassau-Dillenburg, und der andern die Graffschaften Wittgenstein und Berlenburg, dabei machte sie allen dreien zur Pflicht, daß keins im Lande des Andern betteln sollte. Nun legte sie die Füße zusammen und starb. Die Bauern ließen sie begraben, und die Kinder traten nun ihre Erbschaft an, jedes gettelte in dem ihm angewiesenen Land. Der Knabe hieß Hannes, er bettelte, und wuchs unter dem Betteln heran, so daß er ein schöner gesunder und wohlgebildeter Bursch wurde.

Nun wohnte dort ein schweizerischer Mennonite auf einem herrschaftlichen Hof den er gepachtet hatte; bei diesem hielt sich Hannes oft wochenlang auf, und fing auch allmählig an, die Arbeit zu verrichten, zu der man ihn anwieß. Der Pachter Ulrich, ein sehr frommer Mann, unterredete sich mit seiner Frau, und sie beschlossen den armen Jungen anzunehmen, ihn zu erziehen, und so viel lernen zu lassen, als er in seinem künftigen Stand nöthig haben würde.

Sie nahmen also den Knaben vor, und sagten ihm, sie wollten ihn behalten, wenn er ihnen folgen, sich gut aufführen, und fleißig seyn wollte. Der Knabe versprach mit tausend Freuden alles, er wurde ordentlich reinlich gekleidet, in die Schule geschickt, und in den übrigen Stunden half er die Feldarbeit verrichten. Er lernte lesen, schreiben und rechnen, und in der Religion wurde er vortrefflich unterrichtet, welchen Unterricht dann seine Pflegeeltern in Ausübung zu bringen suchten. Alles ging herrlich von Statten. Der Knabe wurde fleißig, brav, und treu, in allen Proben die man mit ihm machte, fand man ihn bewährt.

Als er ungefähr 18 Jahr alt war, so bemerkte man eine gewisse Schwermuth an ihm, er weinte oft in der Stille, zu Zeiten fand man ihn auch an abgelegenen Orten auf den Knien liegen und beten. Ulrich und seine Frau drungen deswegen in ihn, und wollten wissen, was ihm fehle. Endlich brachten sie es heraus; unter vielem Schluch-

zen und Weinen sagte er: „Liebe Eltern! ich hab von Kindheit auf einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen gehabt, ich hab auch immer gestohlen, bis ich bei Euch gekommen bin; seitdem hab ich Euch zwar nichts wichtiges genommen, aber doch immer etwas, das Ihr nicht gemerkt habt. Ich kanns nicht lassen, und wenn der Scharfrichter mit dem Strick vor mir stünde. Der liebe Gott hat mich aber bis dahin bewahrt, daß ich noch keinen groben Diebstahl begangen habe; nun steht mir immer meines armen Vaters Schicksal vor Augen, und wenn ich doch eine Gelegenheit etwas zu stehlen finde, so ist die Lust immer viel größer als die Furcht für der Sünde und für der Strafe.

Ulrich und seine Frau stutzten gewaltig als sie das hörten, und fast reute es sie, daß sie sich des armen Jungen angenommen hatten; und doch dachten sie auch, wenn sie ihn jetzt wieder gehen ließen, so wäre er verlohren, und würde dann doch endlich am Galgen sterben müssen.

In dieser Verlegenheit beschlossen sie endlich zu einem gewissen frommen und gelehrten Mann zu gehen, und ihn um Rath zu fragen; und nach reiflicher Ueberlegung beschlossen sie den Hannes mitzunehmen. Sie gingen also zusammen zum Herrn von Plönnies (so hieß der fromme vortreffliche Mann) und erzählten ihm die ganze Sache umständlich. Plönnies sahe den jungen Menschen durchdringend an, und sagte: du bist

also mit Ketten der Finsterniß gebunden, mehr als andere Menschen, aber diese Ketten mußt du zersprengen.

Hannes. Ach lieber Herr! das kann ich eben nicht, das ist meine Klage.

Plön. Ist es dir dann herzlich ernst, dieses Elends los zu werden.

Hannes. Ja wahrhaftig! herzlich ernst, aber all mein Beten hilft mich nichts.

Plön. Zu wem hast du denn gebetet?

Hannes. Ei! wie können Sie fragen; zum lieben Gott.

Plön. Weißt du dann auch, wo man den lieben Gott suchen muß, wenn man erhörlich beten will?

Hannes. Ja, der liebe Gott ist ja allenthalben, auch hier bei uns.

Plön. Das ist wahr, aber wir müssen Ihn in seinem Sohn, unserm Herrn Jesu Christo recht ernstlich anbeten, sonst werden wir nicht erhört.

Hannes. Das habe ich nicht gewußt.

Plön. Jetzt weißt du es; bete unaufhörlich zum Herrn Jesus, und flehe zu Ihm um seinen heiligen Geist, so bekommst du Ihn gewiß, und der wird dir dann auch Kraft geben, diese abscheuliche Neigung zu überwinden.

Nun will ich dir aber noch einen guten Rath geben, wenn du dem folgst, so wirst du gewiß des Uebels los: Nicht wahr, wenn du etwas

siehst, das dir gefällt, so bekommst du Lust es zu nehmen, und nimmst es auch wirklich?

Hannes. Ja! aber doch nicht immer: die Lust kann ich zu Zeiten überwinden, aber zu Zeiten auch nicht.

Plön. Aber kommt dir dann nie die Reue, wenn du etwas gestohlen hast.

Hannes. O ja! einmal früher, ein andermal später.

Plön. Gut! sobald dir diese Reue kommt, so bringe das Gestohlne seinem Eigenthümer wieder: oder wenn du es nicht mehr hast, so klage es ihm wenigstens.

Hannes. Dem Rath will ich gern folgen, aber es wird mir schwer werden.

Plön. Folge du nur, diese Uebung wird dir immer leichter werden, und bald wirst du sie nicht mehr nöthig haben.

Hannes versprach das Alles treulich zu befolgen; er kämpfte, strauchelte, fiel, und raffte sich wieder auf, so ging das nun eine Zeitlang fort.

Einsmals als er aufs Feld geschickt wurde, um dort etwas zu verrichten, so führte ihn sein Weg über eine Landstraße, hier fand er auf einem Stein einen Korb stehen, der mit einigen Kleidungsstücken angefüllt war, neben ihnen am Rand guckte ein Päckchen mit Geld hervor, flugs griff Hannes zu, nahm das Geld, und versteckte sich ins Gebüsche; bald kam ein junges Mädchen aus dem Gebüsche, hub den Korb wieder auf den Kopf, ohne ge-

wahr zu werden, daß das Geld fort war; dann ging sie ihres Weges, und Hannes nun auch. Nach und nach kam ihm die Reue; er wußte nicht wem ers gestohlen hatte, und es fing an wie Feuer auf seiner Seele zu brennen; nach ein paar Tagen erscholl das Gerücht, daß dem P . . . . zu K. die Magd mit 200 Gulden durchgegangen sey, man verfolgte sie durch Steckbriefe, und fand sie nicht. Dazu kam nun noch die Nachricht, sie seye bei M . . . . in den Rhein gesprungen, und ertrunken. Jetzt ging dem Hannes das Wasser an die Seele, jetzt drung die Reue so tief in sein Herz, daß er gänzlich von seinem Uebel curirt war; das Erste was er vornahm war, daß er mit dem Geld nach K. zu dem P. ging, und ihm sagte, da seye sein Geld, er habe es auf der Landstraße gefunden. P. schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und rief, ach mein Gott! das arme Mädchen! Hannes taumelte im tiefsten Kummer fort, und kehrte sich nicht daran, daß ihm P. nachrief: er solle warten, er wolle ihm ein Trinkgeld geben.

Nun wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, das Geld habe sich gefunden, und das Mädchen seye unschuldig. Diese hatte arme aber sehr rechtschaffene Eltern, die sich über die Untreue ihrer sonst so braven Tochter krank grämten, und wie sehr sie sich freuten, als sie erfuhren daß sie unschuldig sey, das läßt sich leicht denken; nun be-

trauerten sie sie christlich, und befahlen Gott die Sache.

Der gute Hannes litte nun fürchterlich, der unglückliche Tod des armen Mädchens lastete Centnerschwer auf seiner Seele; er kam sich selbst abscheulich vor, und es kam so weit, daß man ihn hüten mußte, weil man den Selbstmord fürchtete. Auf einmal kam das Mädchen wieder zum Vorschein, sie war durch Fischer gerettet worden, die gesehen hatten, daß sie ins Wasser gesprungen war. Es läßt sich kaum denken, welche Freude die Wiederkunft dieser hartgeprüften Person allenthalben bei ihren Eltern, bei ihrem Herrn, und vorzüglich bei dem Hannes erregte. Dieser nun gänzlich curirte Jüngling fing nun eine Laufbahn an, die ihn als den edelsten Menschen auszeichnete, er heurathete hernach das Mädchen, lebte glücklich und im Segen, und erst auf seinem Todbette erzählte er Frau und Kindern zum Preiß Gottes diese Geschichte.

10.

Schreiben eines reisenden Juden aus der Vorzeit.

Friede sey mit dir, von dem Gott unserer Väter, und mit deinem ganzen Hause!

Lieber Rabbi Aaron! ich hatte dir versprochen viel Neues aus dem Land unserer Vorfahren zu schreiben, und wahrlich ich kann es; ich hab Dinge gehört, und erfahren, die noch niemand, so lang die Welt steht, gehört und erfahren hat. Ich werde mich der strengsten Wahrheit befleißigen; und ich versichere dir, bei unserm heiligen Tempel, den ich nun auch gesehen habe, daß ich nichts übertreibe, und daß ich mich nicht im geringsten in irgend etwas täusche.

Du weißt, daß ich im vorigen Jahr im Monat Sivan von Worms abreiste; in Rom hielt ich mich nur wenige Wochen auf. Von der unbeschreiblichen Pracht dieser Stadt sag ich dir kein Wort, du hast sie selbst gesehen; mir begegnete

auch einmal der Kaiser Tiberius zu Pferd, von einigen Trabanten begleitet, aber er machte wenig Eindruck auf mich; nur das schnitt mir Wunden ins Herz, daß dieser Heide, der aber so wenig an seine Götter glaubt, als unser Nachbar Levi an den Gott Israels und den Messias, das Volk Gottes beherrscht; noch nie war mir diese Vorstellung so lebhaft als jetzt, und ich muß dir, meinem alten treuen Lehrer, so ganz sagen, wie mir von diesem Augenblick an, auf der ganzen Reise zu Muthe war:

Ich stellte mir so vor, welche herrliche Verheißungen Gott unsern Vätern durch seine Diener die Propheten gethan, und was er ihnen versprochen habe, und man erfahre nun gerade das Gegentheil. Dann fiel mir unser Nachbar Levi ein — sollte es denn wahr seyn, was er sagt: die Heiden erzählten auch viel von Wundern die ihre Götter gethan hätten, auch sie hätten alte heilige Schriften, so gut als wir, jetzt aber zeige sich bei ihnen so wenig als bei uns irgend ein Wunder, oder irgend eine göttliche Offenbarung; man sehe also augenscheinlich, daß alles nach der Ordnung der Natur gehe, folglich immer auch so gegangen habe; was in allen alten Büchern stehe, sey Fabelei und Dichtung.

O lieber Rabbi! wie wehe wurde es mir dann ums Herz — ich flehte zum Gott Israels um Licht, aber ich erblickte auch nicht den geringsten Schimmer.

Auf dem Schiff waren mehrere Juden, die auch nach dem jüdischen Land reisten, aber mit denen war auch nichts zu thun, die dachten an ihren Handel, und bezahlten die Spöttereien der römischen Schiffer und Soldaten mit Witz.

Unter den Soldaten waren viele Teutsche, aus den Stämmen der Markmannen, Schwaben, auch einige Catten; mit diesen Landsleuten, die zwar rauh, aber ehrlich und bieder sind, ging ich noch am liebsten um, sie reisten auch nach Jerusalem, um dort die Besatzung zu verstärken.

Das einzige was mich in meinem Kummer noch aufrecht hielt, war der Gedanke an den verheissenen Messias, von dem du mir so viel Schönes gesagt hast, und ich vertrieb mir die Zeit mit dem Lesen dieser Verheissungen in unsern Propheten; endlich kamen wir dann zu Joppen an, wo ich bei dem Gerber Simon einkehrte; ich überreichte ihm deinen Empfehlungs-Brief und wurde nun brüderlich aufgenommen. Du kannst denken, daß ich die erste beste Gelegenheit ergriff, um mein Herz in die Seele dieses braven Mannes zu ergießen, aber wie ward mir, als er mir mit lächelnder Miene, aber im Vertrauen sagte: Höchstwahrscheinlich ist der längstersehnte Messias nun da: ein junger Mann Namens Jesus von Nazareth hat seit mehr als zwei Jahren solche Thaten verrichtet, wie man sie noch nie erfahren hat; kein Prophet hat jemals solche Wunder gethan wie er; und das

geschieht nicht etwa ins Geheim, unter wenigen seiner Anhänger, sondern vor den Augen vieler Hunderten, ja Tausenden, so daß es unmöglich jemand läugnen kann; er rührt die Kranken an, befiehlt, sie sollen gesund werden, und sie werden gesund; er gebeut den bösen Geistern in den Besessenen, und sie fahren ohne weiters, auf der Stelle aus, bekennen auch wohl laut, er sey der Messias.

Mir stürzten Thränen der Wonne aus den Augen, ich muß ihn sehen! rief ich aus; dazu kannst du leicht kommen, antwortete Simon, denn er zieht immer im Land umher, viele Leute strömen zu ihm hin, und man weiß immer und überall wo er ist. Aber, fuhr ich fort, was sagt denn unsere Obrigkeit von ihm? Wofür halten ihn die Priester und die Schriftgelehrten? — Simon zuckte die Schultern, und erwiederte: Der Vierfürst, oder wenn du willst, der König Herodes und sein Hof bekümmern sich nicht um ihn; zuweilen hören sie von seinen Wundern und Thaten, aber das thut weiter keine Wirkung, als wenn man von einem neuen Schauspiel hört, und wünscht es denn zu sehen; käme Jesus und kündigte an, er wollte auf dem Theater einen Todten erwecken, so würde man mit der freudigsten Neugier erscheinen, die Hände warm klatschen und hernach im Cabinet beschließen, wie man den gefährlichen Menschen ohne Geräusch aus dem Weg schaffen könne und müsse.

Die

Die Priester, Schriftgelehrten, und Obersten, stolz auf ihren Adel und Würde, verachten Jesum, wegen seiner Herkunft, denn er ist ein Zimmermann seines Handwerks, und eines gemeinen Zimmermanns Sohn, aus Nazareth in Galiläa; zwar ist er aus Davids Geschlecht, aber dies ist durchgehends arm, und ohne Ansehen; die merkwürdigen Dinge, die bei seiner Geburt vor zwei und dreißig Jahren vorgingen, die hat man vergessen; und auf das Zeugniß eines heiligen Einsiedlers aus dem Stamm der Priester, des Johannes Zacharias Sohn, der ihn für den Messias feierlich ankündigte, achtet man gar nicht. Er müßte ein vornehmer Jude, von großem Ansehn, tapfer, ein Feind der Römer, ein eifriger Pharisäer, u. s. w. seyn, dann würden sie eher an Ihn glauben, und doch würde wiederum jeder in seinem Herzen für Neid griesgramen, weil es jeder selbst gern seyn möchte.

Du kannst denken lieber Rabbi! wie ich erschrack. — Mein Gott! sagte ich: sind die Väter unseres Volkes so tief gesunken? Lieber Joseph! versetzte Simon, das sind noch Kleinigkeiten, du reisest jetzt ins Land, du wirst noch andere Sachen erfahren. Aber, fuhr ich fort, was sagt denn Jesus dazu? Simon antwortete: Er predigt mächtig gegen das große Verderben, kündigt sich mit größter Wärme und der herzlichsten Erbarmung, als den Messias, den Erlöser der Menschen, und den Seligmacher

an; selbst im Tempel zu Jerusalem, wo Er oft erscheint und lehrt, geht Er den Priestern und Obersten mächtig zu Leibe, Er schilt sie Heuchler und Schlangenbrut, und verkündigt ihnen schwere bevorstehende Gerichte, aber das macht sie nur noch erbitterter, und sie trachten Ihm wirklich nach dem Leben. Dies alles kam mir sonderbar vor. — Wenn der Messias unser Volk auf den höchsten Gipfel des Wohlstands erheben soll, wie das ja in den Propheten häufig verheißen ist, — so dachte ich — so muß Er ja durchaus von Hohen und Niederen dafür angenommen werden, Alle müßten Ihm gehorchen, und sich Ihm als ihrem König unterwerfen; kurz, lieber Rabbi! es wurde mir wieder so dunkel wie vorher. Nun beschloß ich den Mann selbst zu sehen, wo möglich zu sprechen, alles genau zu prüfen, und mir so Gewißheit zu verschaffen; ich reiste also, sobald ich konnte, von Joppen ab.

Auf der Reise nach Jerusalem hörte ich erstaunliche Dinge von dem Propheten von Nazareth; man sprach überall von Ihm; daß vieles übertrieben war, das kannst du denken, an Spotten und Lästern fehlte es auch nicht, ich sahe auch mehrere Kranken die er geheilt hatte; daß diese voll Lobens und Rühmens waren, ist leicht zu erachten, und eben so begreiflich ist es, daß Ihn diese auch öffentlich für den Messias erklärten.

Gegen Abend des dritten Tages kam ich zu

Jerusalem an; der Anblick der heiligen Stadt machte einen tiefen ehrfurchtsvollen Eindruck auf mich; der prächtige Tempel, der hoch empor ragt, sein goldenes Dach, die Burg Zion, und die vielen großen und starken Thürme, zeigen eine Majestät, die man sehen muß, wenn man sich einen Begriff davon machen will; aber wie ward mir, als ich in die Stadt kam, und durch die vielen Gassen wandelte, bis ich zu meiner Herberge gelangte? — Muthwillige Jugend die jeden neckt, der bei ihnen vorbeigeht, liederliche Weibspersonen, leichtfertig gekleidet; Römer und römische Soldaten, die mit einem Stolz einher schreiten, der jedem laut sagt, daß sie unsre Herren sind, und dann Priester, Gelehrte und Rathsherrn — nun davon sag ich nichts; kurz es wurde mir weh ums Herz, und ich eilte in meine Herberge, die ich bei einem frommen Krämer fand, an den mich Simon von Joppen empfohlen hatte.

Mein Wirth und seine Familie sind sehr eingezogene feine Leute, sie glauben auch daß Jesus der Messias sey, sie erzählten mir viel wunderbare Dinge von Ihm, so daß mein Glaube wieder wuchs, aber auch das Verlangen Ihn zu sehen, und zu sprechen. Doch dieß mußte ich noch einige Wochen aufschieben, um in Jerusalem erst meine wichtigsten Geschäfte abzuthun. Ein paarmal ging ich auch mit meinem Wirth nach Bethanien, wo drei ledige reiche

Geschwister beisammen wohnen; das sind ganz vortreffliche Leute, bei denen sich Jesus häufig aufhält, wenn Er in die Gegend kommt. Diese heilige Familie besteht aus einem Bruder und zwo Schwestern, er heist Lazarus, und die Schwestern Martha und Maria. Ich wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, da hörte ich nun recht viel von Jesus, seinem göttlichen Charakter und seinen herrlichen Thaten; da ich nun meinen Wunsch äußerte zu Ihm zu reisen, so billigten sie das sehr, Lazarus gab mir einen Brief an Ihn mit. Dieser liebe Mann ist schwächlich, und von einem freundlichen stillen, und wehmüthigen Wesen; darinnen ist ihm auch seine Schwester Maria ähnlich, Martha aber ist eine rasche, thätige und sehr lebhafte Person, aber eben so fromm und rechtschaffen wie ihre Geschwister. Die Lieben sagten mir, ich würde Jesum in Galiläa, vermuthlich in Capernaum finden.

Den ersten des Monats Schebat trat ich meine Reise nach Galiläa an, in der Nähe von Capernaum erfuhr ich, daß Jesus nach Nazareth gegangen sey, um seine Mutter zu besuchen, dies freute mich sehr, denn da konnte ich die merkwürdige Familie beisammen antreffen, ich wendete mich also linker Hand gegen Abend, und reiste zwischen den Bergen Hermon und Thabor herauf, quer durch das Thal Esdrelom, und dann auf das Gebirge, wo ich dort

das Städtchen Nazareth auf einem Hügel in einem flachen Thal liegen sah; das Herz fing mir an, für Erwartung zu pochen, ich beflügelte meine Tritte, und bald schritt ich zum Thor hinein. Hier fand ich einen alten Mann vor der Hausthür sitzen, den fragte ich, wo sich der Prophet Jesus aufhielt? — Er wies mich die Gasse hinauf, und dann linker Hand eine Gasse hinein, dort würde ich viele Lahme, Blinde nnd Kranke vor einer Thür antreffen, da sollte ich hinein gehen. Ich eilte fort, und fand es so, wie der Alte gesagt hatte.

Als ich nahe hinzu kam, so sahe ich eine ältliche Frau, die mit ausgebreiteten Armen zur Thür heraus stürmte, in die Höhe und gierig um sich blickte, als ob sie die Welt noch nicht gesehn hätte, sie weinte laut, und lobte Gott mit Jubel; ich erfuhr bald, daß sie vor einer Minute blind hinein gegangen, und nun sehend geworden sey. Nun drängten sich mehrere Leidende hinzu, es standen aber Männer an der Thür, die nur Einen nach dem Andern hineinließen; unter andern sah ich einen Menschen mit auswärts krumm gewachsenen Beinen, sich auf Krücken herbeischleppen, diesen beobachtete ich wohl, um ihn genau zu kennen, man half ihm hinein, und kannst du es glauben? Lieber Rabbi! — gerad und gestreckt kam er wieder heraus, die Krücken unter dem Arm, lief hin, rief laut, dankte und lobte Gott.

Jetzt hatt' ich genug gesehn, das kann nur der Schöpfer, dachte und sagte ich. Aber wie konnte ich nun zu dem Wunderthäter kommen, das war jetzt meine Hauptsache — zur Thür hinein, das war nicht möglich; ich hörte aber die Leute im Haus arbeiten, hobeln, sägen, und mit einer Axt hauen, ich ging also um die Ecke des Hauses, und sah durchs Fenster einige junge Männer mit Schreinerarbeit beschäftigt, ich grüßte sie freundlich, und bat sie, mich hinein zu lassen; einer von ihnen wies mir ein kleines Hinterthürchen, ich ging hinein, und zu ihnen in die Werkstätte; nachdem ich mich ihnen bekannt gemacht hatte, so äußerte ich meinen sehnlichen Wunsch den Rabbi zu sehn und zu sprechen — sanft und freundlich antwortete mir der Aelteste: mein Bruder wird von der großen Anstrengung sehr müde, du wirst ihn diesen Abend schwerlich sehen können; hierauf versetzte ein anderer: wenn Er doch früh fertig würde — ich will einmal der Mutter rufen; er lief hin, und eine sehr ansehnliche, einfach und reinlich gekleidete Frau von 46 bis 48 Jahren trat herein; Rabbi! welch eine Frau! aus dem sanften bescheidenen Gesicht strahlte eine verborgene Majestät hervor — Rabbi! ich hätte niederfallen mögen; sie redete mich freundlich an, und hieß mich, zu sich niedersitzen, das that ich, sie sprach lauter Worte der Weisheit, und der Frömmigkeit,

sie erzählte mir, daß ihr ein Engel die Geburt ihres Sohnes angekündigt habe, daß er gewiß der Messias sey u. s. w. Dann erfuhr ich auch, daß die zween junge Männer, die da arbeiteten, ihre jüngeren Söhne seyen, u. s. w. Ich konnte nicht müde werden mit der herrlichen Frau zu reden; indem trat ein bildschöner junger Mann herein, ein kalter Schauer lief mir über die Haut, allein er war es nicht, sondern seiner Jünger einer, er sagte zur Mutter, welche Maria heißt: der Rabbi ist ins Cypressenwäldchen gegangen. Dann stellte Maria mich ihm vor, und sagte: siehe, Johannes! ein Sohn unseres Volkes, der aus den fernsten Abendländern kommt, und nun von Jesus gehört hat; er brennt vor Verlangen Ihn zu sehen. Johannes sah mich freundlich an, und sagte; Friede sey mit dir! — Der Rabbi ist müde, aber komm, ich will dich zu Ihm führen! — Mir traten die Thränen der Freude in die Augen — wir gingen. — Ach! Aaron! welche Menschen sind das! — Solche hab ich nie gesehen; tiefer inniger Friede, Liebe und Frohsinn und dabei Ruhe und Freundlichkeit leuchtet aus allem hervor, was sie thun und lassen; so fand ichs auch in Bethanien. — Ja wenn der Messias lauter solche Leute verlangt, so siehts mit unserm Volk übel aus, und doch muß sein Reich

aus lauter solchen Leuten bestehen, wenn es anders das seyn soll, wie es die Propheten beschreiben.

Wir kamen ins Cypressenwäldchen, dort saß Er; wir nahten uns Ihm, Er stand auf und ging uns entgegen. — Rabbi! welch ein Mann! — Lang, etwas hager, mit braungelblichen Locken, die über die Schultern herab hingen, eben einen solchen Bart, der sich in der Mitte spaltet, ein Grübchen im Kinn, nußbräunlich im Gesicht, eine gebogene Nase, einen etwas aufgeworfenen Mund, helle, durchdringende, etwas röthliche Augen, so als ob Er eben geweint hätte; dabei sieht Er freundlich, aber traurig ernst aus; so stand Er vor uns; — je länger man Ihn ansieht, desto mehr entwickelt sich in seinem Angesicht eine verborgene Majestät, die etwas göttliches anzeigt, und durchaus unbeschreiblich ist; Er sah mich durchdringend an, und ich fühlte, daß Er mein ganzes Wesen durchschaute. Ich konnte mich des Niederfallens nicht enthalten, aber Er hub mich auf, nun sagte ich: Herr! ich habe viel von dir gehört, und ich komme her, um mit eigenen Augen zu sehen, und mit meinen Ohren zu hören, ob du wirklich der Messias seyst? nun hab ich aber schon so viel gesehen und gehört, daß ich nicht mehr zweifeln kann, sondern wirklich glaube. Mit unbeschreiblicher Huld, und zurückgehaltener, aber durchdringender Stimme antwortete Er: Selig bist du daß du glaubst!

Ich. Ich komme aus fernen Abendländern, wo ich im Dienst eines Kaufmanns von unserer Nation bin, ich hab in Jerusalem und dortiger Gegend Geschäfte, der innige Wunsch dich zu sehen und zu hören, hat mich hieher zu dir geführt; vergieb mir, wenn ich dich in deiner Ruhe stöhre!

Er. Meine Ruhe ist, wenn ich den Willen meines Vaters erfülle, und der will, daß alle, die zu mir kommen, und an mich glauben, selig werden sollen.

Ich (mit Thränen in den Augen). Herr! was muß ich thun, um selig zu werden?

Er. Bleibe bis nach Pfingsten zu Jerusalem, so wirst du erfahren was du thun mußt.

Jetzt gab ich Ihm den Brief von Lazarus, Er las ihn, und fuhr dann fort: halte dich, so viel es deine Geschäfte erlauben, in Bethanien auf, da wirst du mich wieder sehen; jetzt gab mir Johannes einen Wink, und ich entfernte mich mit den Worten: Herr gedenke meiner! Er drückte mir die Hand, und sprach mit unbeschreiblicher Huld: Friede sey mit dir, mein Sohn! beharre im Glauben an mich, und in der Liebe zu Gott und den Menschen, so wirst du dereinst ein Erbe meines Reichs werden.

Wie mir zu Muth war, lieber Rabbi! das kann ich mit Worten nicht ausdrücken. Johannes sagte mir unterwegs vieles, das ich dir einst mündlich erzählen werde. Dieser Mann ist einem Engel Gottes ähnlich, er athmet lauter Liebe.

Des andern Tages reiste ich nun wieder nach Jerusalem zurück, und versah meine Geschäfte; so viel und so oft ich konnte, ging ich nach Bethanien, um mich mit diesen Freunden von dem zu unterhalten, den unsre Seelen lieben; mein ganzes Wesen ist mit Jesus erfüllt, und ich bin ganz ein anderer seliger Mensch, seitdem ich Ihn gesehn habe.

Lazarus wurde immer schwächer und endlich ernstlich krank; seine Schwestern waren höchst betrübt, aber alle ihre Hoffnung war auf Jesus gerichtet, sie schickten Boten zu Ihm, aber Er kam nicht, und Lazarus starb.

Ich betrachtete mich, als zur Familie gehörig, ich weinte und trauerte mit — aber das konnte ich nicht begreifen, daß Jesus nicht gekommen war, um seinen Freund zu retten. Lazarus wurde indessen begraben. Endlich am vierten Tage entstand das Gerücht, Jesus sey unterwegs. — Jetzt machte sich Martha auf und lief Ihm entgegen, ich aber nebst noch vielen vornehmen Bürgern und Nachbarn aus Jerusalem und Bethanien blieben bei der tiefgebeugten Maria, um sie zu trösten. Nach einer Weile kam Martha eiligst gelaufen, und

sagte ihrer Schwester etwas ins Ohr, diese fuhr schnell auf, und lief mit fort; wir folgten ihnen nach, und sahen daß sie die Straße nach Annathor zu hinauf liefen. Jetzt merkte ich, daß Jesus am Kommen sey, und so wars auch, denn bald hernach sahen wir Ihn von seinen Jüngern und vielen Andern begleitet, daher wandeln; Er unterhielt sich mit den Schwestern, und sahe traurig aus. Als Er uns nahe kam, und so viele Menschen weinen sah, so weinte Er auch, und nun fragte Er: wo habt ihr ihn hingelegt? man führte Ihn hin zum Grabe, jetzt weinte Er noch einmal. Hebt den Stein ab! sagte Er — alles war todt stille, alles war Ohr und Auge. So wie der Stein abgehoben war, empfanden wir alle den Gestank der Verwesung; dies bewog die voreilige Martha zu sagen: Herr er stinkt schon, denn er liegt schon vier Tage da — Jesus antwortete: Hab ich dir nicht gesagt, wenn du glauben würdest, so würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen? — Nun blickte Jesus empor, mein Gott! welch ein Blick! — mit göttlicher Majestät sagte Er laut, daß es Jedermann hörte: Vater! ich danke dir daß du mich erhört hast, doch ich weiß, daß du mich allezeit erhörest, aber um des Volkes willen, das umher steht, sage ichs, auf daß sie glauben, du habest mich gesandt. —

Jetzt streckte Er den Arm gegen das Grab aus und rief mit starker Stimme: Lazarus komm heraus! — Liebster Rabbi! wie ward mir? Staunen ergriff mich auf meinem Scheitel — Lazarus stand auf gesund und frisch, so wie er in die Leichentücher eingehüllt war; ruhig, und ohne irgend ein Zeichen einer Freude, oder sonst eines Affekts zu zeigen, sagte Jesus ferner: Löst ihn auf, und laßt ihn gehen.

Du kannst dir die Wirkung nicht vorstellen, welche dieses göttliche Wunder hervorbrachte — da war an keine Täuschung zu denken, Hunderte wußten, Lazarus sey gestorben, Hunderte rochen den Gestank der Verwesung, und alle diese nämlichen Hunderte, sahen ihn nun auf den Aufruf Jesus, gesund und frisch aus dem Grabe hervor kommen. Ganz Jerusalem gerieth in Bewegung, da war bei dem Unbefangenen kein Zweifel mehr, daß Jesus der Messias sey, aber die Priester und Obersten wurden wüthend darüber, und warum? — blos aus Neid — Jesus ist so sehr gerade das Gegentheil von dem was sie sind, daß sie Ihn unmöglich, so wenig als Er sie, dulden können. Jetzt säumten sie nicht länger, um Ihn zum Tod zu befördern, — zum Tod! — du staunst Rabbi Aaron! — lies nur weiter: Sie sahen ein, wenn das so fort ginge mit dem Wunderthun, so würde Ihm das ganze Volk anhangen, und dann wäre es um sie geschehen; indessen war es doch auch mit dem

Hinrich-

Hinrichten keine so leichte Sache, weil Er einen großen Anhang hat. — Vielleicht bist du neugierig zu wissen, wie es dem Lazarus jetzt nun zu Muth war? ich sprach oft mit ihm, und er sagte mir, er sey nach seinem Tod in einer großen dämmernden Weite erwacht, und zween Engel seyen bei ihm gewesen, die sehr lieblich mit ihm umgegangen wären, und ihm gesagt hatten, er müßte wieder ins irdische Leben zurückkehren, um die Würde des Messias zu bezeugen; übrigens ist er just so, wie er vorher war, doch oft auch in sich gekehrt, und wehmüthig.

Ich habe auch Jesum im Tempel lehren hören — da solltest du an meiner Stelle gewesen seyn — alle seine Worte sind Geist und Leben, aber oft auch geheimnißvoll, doch das konnte ich gar häufig merken, daß Er sterben müsse als ein Opfer für die Sünden der Welt, und daß Er hernach bald auferstehn, zum himmlischen Vater zurückgehn, einst wiederkommen, und dann erst sein Reich errichten werde. Dies will nun den Juden gar nicht einleuchten, ihre Begriffe vom Reich des Messias sind damit gar nicht übereinstimmend, der Messias soll sie vom Joch der Römer befreien, und zu Herrn der Welt machen; selbst seine Jünger, welche gemeine Leute und zum Theil Fischer, aber sehr fromme und brave Männer sind, hatten ungefähr die nämlichen Vorstellungen, und die Winke ihres Rabbi

von Sterben und Auferstehn wollten ihnen nicht einleuchten.

Ob ich zwar auch mit meinen schwachen Augen dies Dunkel nicht durchbringen kann, so schimmert mir doch ein kleines Licht daraus hervor: es ist unmöglich, daß ein allgemeines Friedensreich Gottes auf Erden entstehen kann, so lang die Menschen so verdorben, gottlos und ruchlos sind, und vorab wie es unser Volk ist, und mit diesem soll ja doch das Reich Gottes beginnen; wenigstens hast du mich so unterrichtet. Es ist also vorerst eine Anstalt nöthig, wodurch die Menschen besser werden, und diesen Zweck hat Jesus im Auge; jetzt will Er sterben, und wieder zu seinem Vater zurückkehren, und wenn dann seine Anstalten jenen Zweck erreicht haben, so will Er wieder kommen und sein messianisches Reich errichten. So sehe ich wenigstens die Sache ein, und eine kleine Unterredung, die ich mit diesem — ich möchte sagen — Gottmenschen im Tempel, in Salomons Halle hatte, hat mich darinnen bestärkt: Ich ging nämlich an einem Abend in den Tempel, um mein Gebet zu verrichten; nun hörte ich, daß Jesus in Salomons Halle sey, ich ging also dahin, und fand Ihn mit einigen seiner Jünger allein, Johannes war auch bei Ihm; als Er mich sah, winkte Er mir freundlich, und sagte: wirst du über Pfingsten hier bleiben? — Ich antwortete: Ja Herr, wie du befohlen hast! — dann fuhr Er fort:

Eile dann zu den Deinigen, bestelle deine Geschäfte, und ziehe nach Rom, dort wirst du erfahren, was zu deinem Frieden dient. Mein Reich gehört nicht in diesen Zeitlauf, und es bestehet nicht in irdischer Herrlichkeit, sondern in Befolgung meiner Gebote.

Ich. Herr! ich habe keine Gelegenheit gehabt, deine Gebote zu hören.

Er. Liebe Gott über Alles, den Nächsten als dich selbst, und glaube an mich, so wirst du zu seiner Zeit Alles erfahren. Friede sey mit dir! — Jetzt mußte ich Ihn verlassen, hochahnend ging ich von Ihm weg.

Die Ostern rückten nun heran, und allerhand Gerüchte gingen in Jerusalem umher, die Geschichte von der Auferweckung Lazarus verkühlte bald, und es war eben als ob nichts geschehen wäre; an einem Morgen früh aber kam mein Wirth mit lautem Geschrei zu mir, und sagte: sie haben diese Nacht Jesum gefangen genommen, so eben hat man Ihn mit Stricken gebunden, zu Pilatus geführt. Denk, einer von seinen Jüngern hat Ihn verrathen, und dem Hohenpriester den Ort gesagt, wo man Ihn finden könnte, sogar hat er das Commando, das Ihn fangen sollte, begleitet, und im Garten Gethse-

mäne am Oehlberg hat man Ihn angetroffen, wollen wir nicht hin und sehen wie es geht?

Im Augenblick war ich angekleidet, und wir liefen zum Richthaus. Mir standen die Haare zu Berge, als ich dahin kam, und die Menge Volks in der Wuth, so wie im Aufruhr sah, wie die Priester und Obersten das Volk immer mehr aufhetzten, und alle das rasende Getümmel. Ueber diesen Vorfall wurde ich tief bekümmert, und ich sahe nun klar ein, daß unserm Volk abermal ein schweres Gericht bevorstund: denn diese entsetzliche Blutschuld konnte nicht ungerochen bleiben. Wir blieben eine Weile da, um zu erfahren, wo es hinaus wolle; endlich sahen wir Ihn auf dem Hochpflaster herausführen. Ach Rabbi! welch ein Anblick! — über den ganzen Leib von der schrecklichen Geißelung mit Blut bedeckt, auf dem Haupt ein Diadem von Dornen, einen alten zerrissenen Purpurmantel um die Schultern, und ein Schilfrohr in der Hand, stand Er da — kaum kannte ich Ihn mehr — seine Physiognomie war leidend, ruhig, und mit tiefem Mitleid sahe Er über das Volk hin.

Jetzt denke dir, so hatte man seine Königswürde verspottet, und kannst du es glauben? — das Volk klatschte in die Hände und lachte. Ich hielt das Alles nicht aus, sondern lief fort, verschloß mich in mein Zimmer, weinte und heulte laut. Mein Wirth kam auch bald wieder, auch er weinte, und wir beteten miteinander. Endlich

erfuhren wir, man hätte Ihn hinaus nach dem Golgatha geführt, um Ihn zu kreuzigen. Wir blieben zu Haus, und waren in tiefer Trauer. Aber denke dir das Wunder, um Mittag fing es an, auf einmal dunkel zu werden, die Sonne wurde viel stärker verfinstert, als bei der größten Sonnenfinsterniß, es war wie in der Nacht; bei heiterem Himmel, erschien die Sonne dunkel blutroth, und doch war es Vollmond, wo eine Sonnenfinsterniß unmöglich ist. Jedermann erstaunte, zitterte und bebte, denn man merkte wohl, was das zu bedeuten habe; diese Finsterniß währte drei volle Stunden; gegen das Ende derselben gingen wir hinaus nach dem Golgatha, um zu sehen was vorging. Da fanden wir nun Jesum zwischen zween Verbrechern am Kreuze hangen, noch lebte Er, ich nahte mich dem Kreuz, so sehr ich konnte, ich fand da Maria seine Mutter und einige Freundinnen im tiefsten Jammer, auch Johannes stand da, und schaute seinem leidenden Herrn mit Thränen-Augen ins sterbende Antlitz. Auf einmal hörten wir seine starke Stimme: Vater ich befehle meinen Geist in deine Hände! und nun sank sein Haupt vorwärts, Er zuckte ein paarmal, uud starb. In dem Augenblick entstand ein Erdbeben, so daß Felsen von einander borsten. Wir eilten wieder nach Haus, und als wir durch eine Gasse mit gesenkten Häuptern unsers Weges gingen, so sahen wir verschiedene glänzende Perso-

nen vor uns vorüber schweben, wir erschracken und hielten sie für Engel, aber wir erfuhren hernach, daß es heilige Menschen der Vorzeit gewesen, welche auferstanden seyen, und sich hin und wieder frommen Bürgern geoffenbart hatten.

Zu Hause dachten wir über das Alles nach, und mein Glaube, daß Jesus der Messias sey, wurde durch seinen Tod im geringsten nicht geschwächt, ob ich gleich nicht alles begreifen konnte, denn die Finsterniß, das Erdbeben, und die Auferstehung verschiedener Heiligen, machte mirs immer gewisser, daß der leidende und sterbende Jesus, im Himmel und auf Erden, eine höchst wichtige Person seyn müßte; dazu kam noch etwas, auf einmal erscholl das Gerücht, daß im Augenblick des Todes Jesus, nämlich während dem Erdbeben, der kostbare starke Vorhang, der im Tempel zwischen dem Heiligen und Allerheiligsten hängt, von oben bis unten von selbst durchgerissen sey, so daß man nun ins Allerheiligste hinein sehen konnte. Dies war mir besonders merkwürdig, und es bedeutete nichts Gutes für unser Volk.

In Jerusalem war nun Alles stille, man sahe überall traurige Gesichter, denn die Raserei war nun vorbei; aber am dritten Tag des Morgens gabs wieder Unruhe, denn es hieß nun, Jesus sey auferstanden — dies mußte ich wissen; ich lief in das Haus, wo ich die Mutter Maria und seine Jünger beisammen wußte, und da erfuhr ich, daß es wirklich wahr war, und man wünschte sehnlich Ihn zu sehen. Ich mußte meiner Geschäfte halber verreisen, und konnte es nicht abwarten, und doch brannte ich für Verlangen, den Ausgang dieser wichtigen Sache zu erfahren; indessen war ich getrost, denn in zwei

bis dreien Wochen kam ich wieder nach Jerusalem.

Ich reiste nach Cäsarien und dann nach Ptolomais, auf meiner Rückreise kam ich nach Capernaum, wo ich eine große Menge der Freunde Jesus versammelt antraf, sie beteten zusammen, und unterhielten sich mit der Hoffnung der Auferstehung Jesus; ich gesellte mich zu ihnen; die allgemeine Sehnsucht den auferstandenen Messias zu sehn, stieg mit jedem Augenblick, und wurde endlich zum allgemeinen Gebet. — Lieber Rabbi! wie wurde uns! — auf einmal stand Er da, mitten unter uns — ja Er war der Nämliche, sein Angesicht strahlte Freude, und hohe göttliche Majestät; ein lieblicher Schimmer glänzte von Ihm umher, sein Gewand war blendendweiß und seine Wunden sahen aus wie rubinrothe Flecken. Die Freude, den Jubel kannst du dir nicht vorstellen, alle weinten, wir alle lagen auf den Knieen, unserer waren bei fünfhundert. Friede sey mit euch! sagte Er, dann ermunterte Er uns zur Liebe gegeneinander, und befahl uns nach Jerusalem zu gehen, wo wir ferner seinen Willen erfahren würden, dann verschwand Er.

Jetzt waren wir Alle getröstet, wir blieben die Nacht über im Gebet beisammen, und des Morgens reiste ich nach Jericho, einige Tage hernach dann wieder nach Jerusalem; da war es nun wieder als ob gar nichts vorgefallen wäre; außer den Freunden Jesus hörte und sahe man nichts mehr von der Sache, es war als ob gar nichts Wichtiges vorgefallen sey; das üppige Lasterleben ging unaufhaltbar seinen Gang fort.

Auf Pfingsten aber gab es wieder etwas Neues, nach einem gelinden Erdbeben strahlte ein feuri-

ger Glanz über dem Haus, wo die Jünger und Freunde Jesus versammelt waren, dieser senkte sich ins Haus und man sahe Flammen auf den Häuptern der Jünger; jetzt wurden sie alle mit dem heiligen Geist erfüllt, und Einer von ihnen, Petrus ein Fischer von Bethsaida redete so kräftig zu dem zusammenströhmenden Volk, daß Tausende zu dem auferstandenen Messias bekehrt wurden. Merkwürdig ist, daß jeder von den Zuhörern den Petrus in seiner eigenen Sprache reden hörte, da er sich doch der Landessprache bediente.

Ich war eben damals in Bethanien, als ich aber wieder zurückkam, und das alles hörte, so besuchte ich den Petrus; ich fand Johannes und Jacobus den Bruder Jesus, den ich zu Nazareth hatte kennen lernen, bei ihnen. Jetzt erfuhr ich auch die Himmelfahrt Jesus. Die Männer waren nun ganz umgeschaffen, sie sprachen mit einer Kraft und Weisheit, wie ichs außer Jesu noch nie gehört habe; und nun wurde ich ganz von der Erlösung unterrichtet und überzeugt.

Sehr vieles werde ich dir noch dereinst mündlich zu erzählen haben. Lieber Rabbi! lebe wohl!

Was dünkt Euch, meine lieben Leser? wie würde uns zu Muth seyn, wenn wir unerwartet erführen, der längst Erwartete, längst Ersehnte, sey da oder dort angekommen — würden wir nicht Alles stehen und liegen lassen, und dahin eilen, und wenn wir den Ort von weitem sähen, würde uns da nicht auch das Herz klopfen, wo Er anzutreffen sey?

Nun dann so laßt uns treu aushalten im Kampf und in der Liebe zu Ihm, auf jeden Fall werden wir Ihn sehen, und uns freuen mit unaussprechlicher Freude.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich,

Erzählungen

Bd.: 3.

Frankfurt ; Leipzig 1815

P.o.germ. 2055 y-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129430-3